

Hajo Seng

Wundersame Fähigkeiten



Über die Potenziale autistischer Menschen

Hajo Seng

Wundersame Fähigkeiten

Über die Potenziale autistischer Menschen

2010, zweite Auflage, 2013

**Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
 hajo.seng@autsocial.de
 www.hajoseng.de**

Inhaltsverzeichnis

Ein kurzer historischer Abriss.....	6
Hans Asperger und Leo Kanner.....	6
Leere Festungen	10
<i>Exkurs: Empathie und Desintegration.....</i>	<i>14</i>
Autisten melden sich zu Wort.....	18
Autistische Fähigkeiten	21
Begabung oder Behinderung?.....	21
Theory of Mind.....	22
Exekutive Funktionen.....	24
Zentrale Kohärenz.....	26
Zur Charakterisierung autistischen Denkens.....	28
Spezielle Interessen.....	32
<i>Exkurs: Autistische Psychologie.....</i>	<i>36</i>
Die richtige Umgebung zählt	44
Anhang 1: Empathie und Autismus.....	47
Anhang 2: Semantisches Spiegeln.....	55
Anhang 3: autWorker-Workshops „Autistische Fähigkeiten“.....	63
Drei Beispiele aus den Fähigkeitenworkshops.....	69
Literatur.....	73
Bildnachweis.....	75

„Ein anderer Knabe kam und meldete, jener Sokrates sei in den Vorhof der Nachbarn abgeschwenkt und stünde da, und als er ihn anrief, wollte er nicht hereinkommen. Du redest wunderbarlich, sagte Agathon, also ruf ihn nur und laß nicht ab. Da habe er selbst [Aristodemos, der Erzähler] gesagt: Auf keinen Fall, sondern laßt ihn, denn das ist seine Gewohnheit, öfters bleibt er stehen, wo es gerade ist, und da steht er. Ich glaube, er wird bald kommen. Stört ihn also nicht, sondern laßt ihn. Wenn du meinst, soll es so geschehn, sagte Agathon.“

Platon: Symposion

Wie kaum etwas anderes menschliches hat in den knapp 70 Jahren seit seiner ersten Beschreibungen der Autismus zur Bildung unterschiedlichster Mythen angeregt. Für die „betroffenen“ autistischen Menschen ist dies nicht von Vorteil, im Gegenteil: Die kursierenden – im Positiven wie im Negativen – verzerrten Bilder autistischer Menschen vertiefen den Graben zwischen Autisten und Nicht-Autisten, der ohnehin schon schwer genug zu überwinden ist. Sie stellen häufig die autistischen Menschen als Wesen jenseits des Menschlichen dar, was mit der Wahrnehmung vieler Autisten korreliert, selbst keine Menschen zu sein. Bereits dieser Umstand für sich lässt es als eine wichtige Aufgabe erscheinen, zu einem Autismusverständnis zu kommen, das beiden Formen des Menschseins, der autistischen wie der nicht-autistischen, ermöglicht, einander anzunähern. Viel drängender wird eine solche Aufgabe aber vor dem Hintergrund, dass – wie es scheint – seit der Zeit der ersten Autismusbeschreibungen in den 1940er Jahren autistische Menschen zunehmend aus gesellschaftlichen Zusammenhängen gedrängt und desintegriert werden.

Da auch die Autismusforschung nicht frei ist von Mythen und Vorurteilen gegenüber autistischen Menschen und vor allen Dingen auch meist nur die menschliche, nicht-autistische Perspektive auf dieses Phänomen berücksichtigt, versuche ich, die Annäherungen beider Welten auf eine andere Grundlage als die wissenschaftliche zu stellen. Auf die Grundlage meiner eigenen Erfahrungen als autistischer Mensch und meiner Erfahrungen mit einer inzwischen bestimmt in die Hunderte gehenden Zahl an autistischen Menschen, die ich im Rahmen meiner Selbsthilfetätigkeiten kennen lernen durfte. Beide, meine Persönlichkeit und meine Lebenserfahrung, bestehen in einem Spannungsverhältnis zweier Welten, die mich seit meiner frühesten Kindheit begleiten und die unterschiedlicher nicht sein können, als sie sind, einer autistischen und einer „normalen“, nicht-autistischen Welt. Beide Welten miteinander zu verbinden, ist daher eine Aufgabe, die mir seit meiner Kindheit gestellt ist. Der Grad meiner Funktionalität in einer nicht-autistisch organisierten Welt hängt unmittelbar davon ab, wie gut ich diese Aufgabe gerade bewältige.

Ein kurzer historischer Abriss

Hans Asperger und Leo Kanner

Vor dem Hintergrund der aktuellen Autismusforschung ruft die Lektüre der beiden Veröffentlichungen von Leo Kanner und Hans Asperger in den 1940er Jahren zumindest bei mir ein gewisses Erstaunen hervor. Nämlich darüber, dass wesentliche Aspekte dieser beiden Arbeiten, die Autismus jeweils erstmals als ein eigenständiges Syndrom definieren, in den heutigen Autismusdiskussionen kaum vorkommen. Insbesondere betrifft dies den Aspekt der auffälligen „speziellen“ Fähigkeiten autistischer Menschen. Am Anfang einer Erörterung dieser Fähigkeiten muss daher ein Verständnis der Geschichte der Autismusbilder seit Kanner und Asperger stehen, die zugleich auch den Prozess der Desintegration autistischer Menschen seit dieser Zeit aufzeigt.

Hans Asperger gibt in seinem Artikel über die „autistischen Psychopathen im Kindesalter“ den auffälligen Fähigkeiten und Interessen der von ihm betrachteten Kinder viel Platz. Das Zusammentreffen solcher Fähigkeiten mit Auffälligkeiten im Sozialverhalten und in der Kommunikation ist für ihn konstituierend für die „autistische Psychopathie“, die er als eigenständiges Syndrom, wie es heute benannt wird, sieht. Bereits in den wenigen Fällen, die Hans Asperger betrachtet, findet sich eine beachtliche Varietät an Fähigkeiten und Interessen, die diese Kinder zeigen. Die reichen von naturwissenschaftlichen und technischen Interessen über die Kunst bis zu einer besonderen Befähigung, Menschen treffend beurteilen zu können. Gemeinsam ist diesen Interessen und Fähigkeiten, dass die Kinder sie eigenständig erworben haben und ihnen aus eigenem Antrieb nachgehen. Die Kinder werden von Hans Asperger geradezu dadurch charakterisiert, dass sie sich weigern, von ihren Bezugspersonen etwas anzunehmen. Weiterhin werden diese Interessen als eher nutzlos charakterisiert, aber ebenso auch als ungewöhnlich reif und originell. In den Beschreibungen wird auch deutlich, dass diese Eigenständigkeit, die die Kinder an den Tag legen, erst in Zusammenhang mit dafür ungeeigneten Rahmenbedingungen, etwa der Schule, zum Problem werden.

„In allem folgen diese Kinder ihren eigenen Impulsen, gehen ihren eigenen Interessen nach, unbekümmert um die Anforderungen der Umwelt. In der Familie kann man diesen Eigenheiten weitgehend nachgeben, um Konflikte zu vermeiden, kann die Kinder einfach ihrer Wege gehen lassen. [...] Anders ist es, wenn das Kind in die Schule kommt. Da ist ihm die Freiheit des spontanen Impulses, des spontanen Interesses weitgehend genommen. Es soll still sitzen, aufpassen, ständig so reagieren, wie es vorgeschrieben ist – lauter Dinge, die diese Kinder nicht oder nur sehr schwer können. Die Anlässe zu Konflikten wachsen ungeheuer. Während mit den Eigenheiten der autistischen Kleinkinder die Eltern doch oft selber fertig werden, so kommen die Schulanfänger fast alle in heilpädagogische Beratungsstellen, weil es mit ihnen auf gewöhnlichem Wege nicht geht.“

Hans Asperger: Die „Autistischen Psychopathen“ im Kindesalter, 1944

Hans Asperger ist sehr darauf bedacht, nicht nur die Fähigkeiten, sondern auch die Persönlichkeiten der Kinder, inklusive ihres Sozialverhaltens, ambivalent zu betrachten. Er sieht in ihnen eben nicht nur Defizite oder Behinderungen, sondern auch Fähigkeiten und Potenziale: „Wir sehen hier also, was uns bei fast allen Autistischen begegnen wird, ein Sonderinteresse ausgebildet, das den Knaben auf seinem 'Spezialgebiet' zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt.“ Es ist genau diese Ambivalenz, die das Asperger-Syndrom – nach Hans Asperger – ausmacht. Ohne sie verliert der Autismus, den Hans Asperger beschrieben hat, seine Trennschärfe und letztendlich auch seinen Sinn. Der Verlust dieser Trennschärfe ist ein Effekt, der in der heutigen Zeit recht deutlich zu beobachten ist – nicht zum Vorteil derjenigen Menschen, die Hans Asperger bei seiner Autismusbeschreibung im Sinn hatte.

Aber auch bei Leo Kanner spielt eine solche Ambivalenz keine geringe Rolle. Bereits der erste Junge seiner Beschreibungen zeigte bereits vor seinem zweiten Geburtstag „ein ungewöhnliches Gedächtnis für Gesichter und Namen, kannte die Namen einer großen Zahl von Häusern in seiner Heimatstadt“ und summite akkurat Melodien nach, die er gehört hatte. In seiner Schlussfolgerung betont Kanner, dass die von ihm beobachteten Menschen mit zunehmendem Alter ihre Fähigkeiten weiter entwickelten und oft zu Gunsten ihrer Funktionalität einzusetzen lernten. Die Kinder, die er beobachtete, waren zum großen Teil

jünger als die aus Aspergers Schrift. Dafür beobachtete Kanner einige von ihnen über mehrere Jahre hinweg. Dabei stellte er eine Entwicklung von Interessen von repetitiven und stereotypen Handlungen hin zu Fähigkeiten, die ein intellektuell beachtliches Niveau erreichen konnten.

„Even though most of these children were at one time or another looked upon as feeble-minded, they are all unquestionably endowed with good cognitive potentialities. [...] The astounding vocabulary of the speaking children, the excellent memory for events of several years before, the phenomenal rote memory for poems and names, and the precise recollection of complex patterns and sequences, bespeak good intelligence in the sense in which this word is commonly used.“

Leo Kanner: Autistic Disturbances of Affective Contact, 1943

Leo Kanner war offenbar auch fasziniert von dem Zusammentreffen von einer Abwehr sozialer Einflüsse und Intellektualität, was für seine Autismuscharakterisierung eine ähnliche Bedeutung hat wie bei Hans Asperger. Er unterscheidet den Autismus von der Schizophrenie ausdrücklich dadurch, dass im Gegensatz zu Schizophrenen, Autisten aus einem Zustand anfänglicher Abgeschlossenheit sich immer mehr öffnen: „[...] our children gradually compromise by extending cautious feelers into a world in which they have been total strangers from the beginning.“ Dass sie das können, führt er zumindest implizit auf ihren intellektuellen Zugang zur Welt zurück. Hierbei sollte nicht unerwähnt bleiben, dass die Menschen, die Leo Kanner begleitet hatte, meistens aus intellektuellen Elternhäusern kamen und ihre Intellektualität entsprechend auch gefördert wurde, was Kanner neben anderem als Mit-Ursache für Autismus in Betracht zieht.

Bereits im Vorschulalter gerieten Zahlen und zahlenähnliche Strukturen in den Fokus meiner Interessen; deutlich kann ich mich erinnern, dass ich mich von der Symmetrie der Primzahlzerlegungen faszinieren ließ, lange bevor ich zur Schule ging (beispielsweise $5 \times 7 = 7 \times 5 = 35$). Dieses im Grunde genommen algebraische Interesse richtete sich auch auf Buchstaben und generell auf Zeichen, die logische Strukturen abbildeten. Das brachte mich dazu, eigenständig lesen, schreiben und rechnen zu lernen, bevor ich in die Schule kam; obwohl dies in meinem Elternhaus nur wenig unterstützt wurde. Während meiner

Grundschulzeit „entwickelte“ ich Formeln, mit denen ich versuchte, alles mögliche zu berechnen, und begann, mich für die Physik zu interessieren. Später, in den ersten Gymnasialjahren berechnete ich mit Hilfe selbst-entwickelter Formeln das Verhalten meiner Mitschüler und erfand eigene Alphabete, weil mir das lateinische nicht logisch stringent erschien. Meine Interessen richteten sich zunehmend auf algebraische Aspekte der Mathematik und der theoretischen Physik, etwa der Quantentheorie. Mathematik und Physik wurden auch zu meinen „starken Fächern“ in der Abiturszeit. Schließlich studierte ich Mathematik, zunächst in Kombination mit Physik, später weitgehend alleine, wobei ich mich auch innerhalb der Mathematik auf ihre algebraischen Seiten konzentrierte. In diesem Werdegang meiner Interessen kann ich tatsächlich beides wiedererkennen, die von Hans Asperger beschriebene „frühreife“ Beschäftigung mit für Kinder untypischen Themen und die von Leo Kanner beschriebene Entwicklung von eher repetitiven Verhaltensmustern (Sammeln von Zahlen und Buchstaben) zu wissenschaftlich fundierten Beschäftigungen (Algebra).

Als Kind pflegte ich auch Verhaltensweisen, die in die Kategorie „Stereotypien“ fallen. Bis in meine Jugendzeit wippte ich gerne mit meinem Oberkörper und schaukelte intensiv beim Einschlafen. Beides diente dem Spannungsabbau. Als Jugendlicher wurde mir klar, dass solche „Gewohnheiten“ mich als „irgendwie behindert“ stigmatisierten, und ich gewöhnte mir sie nach und nach ab. Statt dessen entwickelte ich andere, subtilere Methoden des Spannungsabbaus. Bis heute geblieben sind da beispielsweise das Sortieren großer Datenmengen oder das „Fluten“ meiner Wahrnehmungen (schnelle Bilderfolgen, laute, „harte“ Musik oder scharfe Gerüche). Das Bedürfnis, mich solchen Dingen hinzugeben, tritt immer in Spannungssituationen auf und ist ein verlässlicher Indikator für sozialen Stress. Interessant finde ich den Gedanken, den Leo Kanner zumindest nahelegt, dass sich solche Stereotypien auch in Interessen verwandeln können. Auch ich habe den Eindruck, dass sich – zumindest für Autisten – das Ausüben stereotyper Handlungen förderlich für die Fokussierung und Konzentration auswirken. Ich kann zumindest bestätigen, dass die Beschäftigung mit den „eigenen Themen“ (in meinem Fall Mathematik und Psychologie) außerordentlich beruhigend wirkt.

Insgesamt lässt sich behaupten, dass Autismus grundsätzlich in einer Ambivalenz von Behinderung und Befähigung besteht und auch so verstanden werden muss. Das Zusammentreffen von beidem, eine Abgeschlossenheit gegenüber der Umwelt, insbesondere der sozialen, und besonderen, auffälligen Leistungen des Gehirns, das ist es, was Autismus ausmacht. Dennoch wurde dieser Aspekt, der sowohl bei Hans Asperger als auch bei Leo Kanner deutlich zu Tage tritt, bis heute nicht systematisch untersucht. Ebenso wenig wie die von Leo Kanner beschriebene Beobachtung, dass sich repetitive oder stereotype Muster bei autistischen Menschen zu echten Fähigkeiten entwickeln – eine Entwicklung, die Leo Kanner auch in Hinblick auf Sprache und Kommunikation beobachtet hatte.

Leere Festungen

Leo Kanner war, wie viele Intellektuelle seiner Zeit, die sich explizit von faschistischen Menschenbildern absetzten, Anhänger psychoanalytischer Ansätze. Anders als Hans Asperger suchte er bereits in seinem 1943 veröffentlichten Artikel Ursachen für den von ihm beobachteten Autismus in den Eltern der Kinder, deren Mütter er alle nicht als besonders warmherzig erlebte. Zusammen mit Bruno Bettelheim entwickelte er in der folgenden Zeit einen Erklärungsansatz, der unter dem Stichwort „Kühlschrankmütter“ bekannt wurde. Dieser Ansatz führte zu einem Diskurs, der recht schnell in den USA außerordentlich populär wurde; was erstaunlich ist vor allen Dingen vor dem Hintergrund der geringen Häufigkeit autistischer „Störungen“, von der man in jener Zeit ausging. Die fast schon formelhafte Anwendung psychoanalytischer Modelle auf das Phänomen Autismus führte zu einem Autismusbild, das in seinen Konsequenzen verheerend war und bis in die heutige Zeit die Autismusdiskussionen prägt, obwohl es als widerlegt gilt.

Die Tatsache, dass autistische Kinder sich vor allen Dingen vor menschlichem Kontakt zu schützen schienen, konnte vor dem Hintergrund psychoanalytischer Modelle nicht anders als als eine extreme Form der Traumatisierung verstanden werden. Daher auch der Vergleich mit Kindern, die in einem deutschen Konzentrationslager aufgewachsen waren. Das Verständnis der menschlichen

Psyche, wie sie die Freudsche Lehre lieferte, legte auch den zwingenden Schluss nahe, dass durch die Blockade der Kontakte zu anderen Menschen auch die Bildung einer eigenen Persönlichkeit blockiert sein musste. Der Gedanke, dass – bedingt durch eine tatsächlich anders funktionierende psychische Struktur – autistische Menschen ihre Persönlichkeit gerade in der Abwehr menschlicher Kontakte und nicht in der Such danach entwickelten erschien vor dem Hintergrund einer zu eng aufgefassten psychoanalytischen Theorie abwegig. Es blieb das Bild autistischer Kinder als „leere Festungen“, das letztlich auch die Grundlage für die Diagnosekriterien bildete, die bis heute festgeschrieben sind. Der Aspekt der ungewöhnlichen, intellektuellen Fähigkeiten trat in den Hintergrund und verschwand schließlich fast völlig.

Die Diagnosekriterien für Autismus, die in den ICD und den DSM ab den 1970er Jahren Einzug gefunden haben, halten sich an einen Befund, den Kanner bei den Kindern in einem frühkindlichen Alter vorgenommen hatte. Die von ihm beschriebenen Entwicklungspotenziale wurden dabei außer Acht gelassen, sowohl diejenigen, die Kommunikation und Sozialverhalten betreffen, als auch diejenigen, die sich auf die Interessen der Kinder beziehen. Letztere tauchen nur noch als repetitive Verhaltensmuster und Stereotypen auf. Von den frühreifen Beschäftigungen, dem bemerkenswerten Gedächtnis etwa, was beide, Leo Kanner und Hans Asperger, noch als grundsätzliche Aspekte des Autismus angesehen haben, ist in den Diagnosekriterien bis heute keine Rede. Das ist nicht zuletzt auch mindestens mitverantwortlich für die „diagnostische Krise“, die sich heutzutage zeigt: Da Autismus in der Regel nicht adäquat von den Diagnosekriterien erfasst wird, zeigt sich insbesondere für seine hochgradig funktionalen Varianten eine zunehmende Beliebigkeit der Diagnosestellungen. Ich vermute, dass dies sowohl für den vermeintlichen Zuwachs an „Autismusfällen“, als auch für die teilweise inflationäre Verwendung von Verlegenheitsdiagnosen wie „atypischer Autismus“ oder „autistischen Zügen“, verantwortlich ist.

„Special Skills“ in Diagnosekriterien:

Asperger-Syndrom		Kanner-Syndrom
-	Leo Kanner 1943	ja
ja	Hans Asperger 1944	-
-	Kriterien bis 1980	nein
-	DSM-III 1980	ja
ja	Lorna Wing 1981	-
-	DSM-III-R 1987	nein
nein	ICD-10 (Skizze) 1990	nein
ja	ICD-10 1992	nein
ja	DSM-IV 1994	nein
ja*	DSM-V (Skizze) 2011	ja*

* Hier „Autismus-Spektrums-Störung“; die Unterscheidung zwischen Kanner- und Asperger-Syndrom soll im DSM-V aufgehoben werden.

Anfang der 1980er Jahre wurde – maßgeblich zunächst von Lorna Wing, dann auch von Uta Frith und anderen – das „Asperger-Syndrom“ sozusagen wiederentdeckt. Diese Wiederentdeckung ist vor dem Hintergrund einer zu dieser Zeit bereits spürbaren Desintegration autistischer Menschen zu sehen, die zunehmend aus gesellschaftlichen Strukturen herausfallen und auf diese Weise sichtbar werden. Wenn auch von Anfang an die starke Vermutung besteht, dass Hans Asperger und Leo Kanner ein und dasselbe Syndrom beschrieben haben, wird an der Unterscheidung von Kanner- und Asperger-Syndrom, bzw. niedrig- und hochgradig funktionalem Autismus, festgehalten. Die Trennungslinie wird nun an der Einschätzung festgemacht, ob die Autisten noch das Potenzial einer gesellschaftlichen Integration vorweisen oder nicht. Aber auch diese Unterscheidung ist nicht trennscharf; vor allen Dingen entwickeln sich durch-

aus bisweilen Menschen, die etwa als Kind noch als eindeutig „behindert“ wahrgenommen wurden, als Erwachsene als – wenn auch randständig – integrierte Mitglieder der Gesellschaft. Die oben erwähnte Ambivalenz steckt grundsätzlich in allen autistischen Menschen und lässt sich in aller Regel nicht in eine Richtung (Behinderung oder Begabung) auflösen. Auch auf die Gefahr einer Wiederholung: Autismus ist immer beides.

Nichts desto trotz wird auch in den Anfang der 1990er Jahren eingeführten Asperger-Syndrom-Diagnosen an dem gewohnten Autismusbild festgehalten, das in den Interessen autistischer Menschen nichts verwertbares und auch keine Potenziale sieht. Autisten erscheinen hier als stumpfe, stereotype Schwachsinnige, die sich durch ihren mangelnden Kommunikationswillen oder ihrer mangelnden Kommunikationsfähigkeit auszeichnen. Nichts von der Faszination, von der die Aufsätze und Fallbeschreibungen Hans Aspergers und Leo Kanners aus den 1940er Jahren durchdrungen sind, ist mehr geblieben.

Charakterisierung von „Spezialinteressen“:

Peter Szatmari (1989): kein Kriterium

C. und C. Gillberg (1991): ausschließend, repetitiv oder bedeutungslos

ICD-10, DSM-IV (1992, 1994): eingeschränkt, stereotyp, sich wiederholend

Carol Gray, Tony Attwood (1999): originell, einzigartig

Dass eine solche Sicht sich selbst im Sinne einer „self-fulfilling prophecy“ immer wieder aufs Neue bestätigt, liegt sozusagen auf der Hand. Gerade bei autistischen Menschen, deren Psyche sich mehr als bei allen anderen dazu eignet, anderen Menschen einen Spiegel vor zu halten, fällt dies auf einen fruchtbaren Boden. Im Prozess der Desintegration autistischer Menschen während der Nachkriegszeit wirken auch solche Bilder auf die autistischen Menschen zurück: Sie passen sich diesen defizitären Bildern an, verlieren den Glauben an ihre Fähigkeiten, die ihnen abgesprochen werden, und am Ende auch das Maß

an Selbstbewusstsein, dass sie für eine Integration in eine nicht-autistisch geprägte Gesellschaft bräuchten. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich in der Folge immer wieder autistische Menschen zu Wort melden, die es trotz widrigster Umstände geschafft haben, eine eigenständige Position in der Gesellschaft zu finden. Um den „alten“ Autismusbegriff, wie er in den Diagnosekriterien festgeschrieben ist, zu retten, wird zunehmend vom Asperger-Syndrom als „milder Form“ des Autismus gesprochen. Dabei wird – wieder entgegen dem, was bei Hans Asperger und Leo Kanner zu lesen ist – außer Acht gelassen, wie sehr biographische Faktoren, Lebensbedingungen und soziale Umgebungen entscheiden, wie „mild“ Autismus in Erscheinung tritt. Hier verbinden sich zwei sehr unterschiedliche Denkansätze von Hans Asperger und Leo Kanner: Während Autismus selbst, wie von Hans Asperger vermutet, als vererbt angenommen werden muss, ist die Frage, in wie weit er als Behinderung für eine Integration der Menschen in Erscheinung tritt, eine weitgehend soziale Frage, die damit auch – wie bei Leo Kanner – ins Feld der psychoanalytischen Diskurse führt; allerdings auf deutlich andere Weise, als es Leo Kanner vermutet hatte.

Exkurs: Empathie und Desintegration

Die Desintegration autistischer Menschen in der Nachkriegszeit findet zumindest in den westlichen Gesellschaften vor dem Hintergrund einer Entwicklung statt, in der „sozialer Intelligenz“ und „sozialen Fähigkeiten“ ein immer höherer Stellenwert zuteil wird. Nachdem sich durch den zweiten Weltkrieg totalitäre Gesellschaftsmodelle weitgehend diskreditiert haben, findet in westlichen Gesellschaften eine Entwicklung hin zu einer umfassenden Individualisierung und Ausdifferenzierung der Menschen statt. Sie findet unter anderem in der „1968er-Zeit“ ihren starken und nachhaltigen Ausdruck. Zugleich mit dieser Individualisierung erlangt die Kommunikation der Menschen untereinander eine zunehmend bedeutende Rolle als Zusammenhalt der Gesellschaft. Dabei geht es weniger um Kommunikation als Informationsaustausch, sondern um diejenigen – affirmativen – Aspekte der Kommunikation, in denen sich die Menschen gegenseitig versichern, derselben Gemeinschaft anzugehören; intuitiv und

weitgehend unbewusst. Die Menschen werden auf der einen Seite durch die Infragestellung gesellschaftlicher Regeln freier, auf der anderen Seite wird von ihnen in zunehmenden Maße selbst erbrachte Anpassungsleistungen erwartet, hauptsächlich im Feld der Kommunikation.

Diese Anpassungsleistungen sind allerdings nicht leicht zu verstehen; sie bestehen im Wesentlichen darin, über den bloßen Informationsaustausch hinaus in einer Art und Weise zu kommunizieren, die nicht als irritierend aufgefasst wird. Das schließt beispielsweise „ungezwungenen“ Smalltalk ebenso mit ein wie ein Gefühl für die Wechselseitigkeit der Kommunikation und – vor allen Dingen – die passende Mimik und Gestik. Eine in diesem Sinne gelungene Kommunikation vermittelt den Kommunizierenden das Gefühl, „mit den anderen zu schwingen“. Etwas, was für autistische Menschen in aller Regel sehr schwer verständlich ist; auch für mich. Einen plausiblen Weg, diese Art der Kommunikation zu verstehen, habe ich bei Jacques Lacan gefunden, der dafür eine logische Situation darlegt, die sich nur in der Zeit (und in der Interaktion mit anderen) auflösen lässt. Dazu mehr im Anhang über semantische Spiegelungen. Eine solche Logik bedarf keiner Fundierung mehr, was ihre Inhalte und Aussagen am Ende beliebig werden lässt; entscheidend ist hierbei der Prozess der schrittweisen und nie zu Ende kommenden Auflösung, der den Takt vorgibt, den die Menschen dann als „Mitschwingen“ intuitiv erfassen. Sie können, um in diesem Bild zu bleiben, die Zeit des (logischen) Schließens miteinander synchronisieren. Derartige Logiken, die sich auf strukturierte semantische Felder beziehen, liegen sowohl der Ichbildung als auch dem Zusammenhalt der Welt als Ganzes zu Grunde. Sie bilden das, was als Persönlichkeit von den Menschen an sich selbst und an anderen wahrgenommen wird; eine Persönlichkeit, die sich quasi selbst an den Haaren aus dem Sumpf zieht – um dafür ein Bild aus der Literatur zu bemühen. Autisten ist eine solche Logik fremd, die derartig radikal von ihren Inhalten abstrahiert, dass von ihr nur noch das Schließen übrig bleibt. Auf diese Weise lässt sich keine Mathematik begründen (sehr wohl aber eine Metamathematik). Für die Menschen in der Nachkriegszeit wird dagegen dieser Vorgang, den sie zwar nicht logisch aber intuitiv erfassen, immer mehr zu dem, was das Menschsein überhaupt ausmacht.

Es ist daher kein Wunder, dass in den 1950er und 1960er Jahren Konzepte wie die Empathie oder die Theory of Mind Einzug in die Psychologie erhielten, wo sie bis heute einen hohen Stellenwert haben. Nicht selten wird suggeriert, dass das Menschsein auf solche Fähigkeiten basiert, beispielsweise indem Tiere wie Rabenvögel oder Menschenaffen, die solche Fähigkeiten zum Teil aufweisen, in die Nähe des Menschen gerückt werden. Das Fehlen solcher Fähigkeiten wird folglich zunehmend als krankhaft wahrgenommen: Als Krankheit von Individuen oder als Krankheit ganzer Gemeinschaften (etwa „sozial schwacher“ Schichten). Auffällig an diesen Diskussionen – auch innerhalb der Wissenschaften – ist der „laxe“ Umgang mit derart vielschichtigen und komplexen Erscheinungen, die sich hinter Begriffen wie „Empathie“ oder „Theory of Mind“ verbergen. So werden gerne beispielsweise affektive und kognitive Empathie miteinander identifiziert, obwohl sie sehr unterschiedliche Dinge bezeichnen. Im ersten Anhang zu Autismus und Empathie habe ich dies näher ausgeführt.

Im Symposium, dem Dialog, dem das Eingangszitat dieses Artikels entstammt, wird das Fehlen klarer Regeln zu Gunsten eines Systems, in dem die Regeln immer wieder von Neuem ausgehandelt werden müssen, als ein Vorteil der Athenischen Demokratie dargestellt (in der Rede des Pausanias). Dabei ist Sokrates jemand, der im Aushandeln solcher Regeln als absolut unkundig dargestellt wird. Dafür hat er den Zugang zum „Wahnsinn“ als einer Quelle, die aus dem Fernbleiben jeglicher Konventionen schöpft und damit wie nichts anderes in der Lage ist, wirklich Neues zu schaffen. Daher der eingangs zitierte Hinweis darauf, dass man Sokrates gewähren lassen muss, auch wenn sein Verhalten unverständlich und merkwürdig anmutet. Durch seine „Narrenfreiheit“ hat Sokrates die Möglichkeit aus dem unermesslichen Fundus seiner Kreativität zu schöpfen, die sich dann als zugänglich erweist, wenn sie nicht durch Konventionen eingeengt wird. Doch anders als im antiken Athen gilt ein solcher „Wahnsinn“, der sich über insbesondere die unausgesprochenen Konventionen hinwegsetzt, in der heutigen Gesellschaft tendenziell als krankhaft. Diese Konventionen, die im Wesentlichen darin bestehen, mit den anderen in der Kommunikation „mitzuschwingen“, werden ohne Ausnahme auf alle Menschen bezogen. Es besteht die Vorstellung, dass jeder Mensch in der Lage ist, diese Kommunikationsebenen jenseits der Informationsübermittlung zu bedienen.

Wer hier nicht mitschwingt, tut es nicht, weil er nicht möchte oder eben fehlerhaft funktioniert. Auch Sokrates' Verhalten würde heute entsprechend als ignorant oder als krankhaft wahrgenommen werden.

Der erste „Showdown“ bezüglich meiner „Integrationsfähigkeit“ fand zur Zeit meiner Einschulung statt. Auf Grund der Tests und dem allgemeinen Eindruck, den ich dabei hinterlassen hatte, wurde ich als nicht schulfähig eingestuft und kam auf eine Sonderschule; das war 1969. Vor allen Dingen in den Augen meiner Eltern kontrastierte dies mit dem Umstand, dass ich zu dieser Zeit nicht nur lesen, schreiben und rechnen konnte, sondern an Wissen alles begierig aufnahm, was ich zu fassen bekommen konnte. Ihrem Engagement und einer guten Portion Glück war es zu verdanken, dass ich nach einem halben Jahr in die Regelgrundschule wechseln konnte. Dort war mein Vorwissen und meine Wissensgier allerdings nur begrenzt von Vorteil. Im Vordergrund standen eher meine Schwierigkeiten im Umgang mit dem Schulalltag. So verstand ich lange Zeit nicht, wann der Unterricht begann und wann er endete, wie es sich mit den Hausaufgaben verhielt, von denen ich sehr viel aber oft die falschen machte, oder wo der Unterricht überhaupt stattfand und wer meine Lehrer waren. Ähnlich wie Sokrates im Eingangszitat neigte ich dazu, irgendwo in Gedanken versunken stehen zu bleiben und dabei zu vergessen, dass ich eigentlich gerade dabei war, in die Schule zu gehen. Doch das alles wurde irgendwie mitgetragen und führte am Ende sogar zu einer Gymnasialempfehlung. Da das Gymnasium einen wesentlich überschaubareren Rahmen bot als die Grundschule, kam ich mit dem Schulalltag dort gleich deutlich besser zurecht. Rückblickend hätte statt eines Hochschuldiploms durchaus auch ein Förderschulabschluss den Höhepunkt meiner Bildungskarriere bilden können. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass solche „Glücksfälle“, die damals schon selten waren, zwanzig Jahre später noch wesentlich unwahrscheinlicher gewesen wären. Wissen tue ich es natürlich nicht.

Dass mit der Einengung des Menschenbildes auf diese Aspekte der sozialen Kommunikation auch ein Verlust an Kreativität einhergeht, ist ein Thema, das zwar auch in diesen Zusammenhang gehört, aber nicht weiter erörtert werden soll. Hier möchte ich eher erörtern, dass dadurch Menschen, deren Denkwei-

sen solchen sozialen Kommunikationsformen nicht entsprechen, einen Stempel erhalten, der ihnen unter Umständen gar nicht gerecht wird. Waren Hans Asperger und Leo Kanner in einer gewissen Weise noch fasziniert von Kindern, die sich nicht um ihre Umgebung kümmerten und mit sich selbst zufrieden waren, standen solche Verhaltensweisen ein paar Jahrzehnte später in einem deutlichen Widerspruch zu dem, was als der Kern des Menschseins angesehen wurde, seine „soziale Natur“. Ohne die Befähigung zu einer Kommunikation, die subtil und intuitiv sich und andere darin bestätigt, Teil einer Gemeinschaft zu sein, kann die Grundanforderung, die an ein soziales Wesen gestellt ist, nicht, oder zumindest nicht hinreichend, erfüllt werden. Vor dem Hintergrund eines solchen Paradigmas des Menschseins verwundert nicht, dass Fähigkeiten wie die Theory of Mind oder die zentrale Kohärenz ins Zentrum der Autismusforschung rücken. Die Forschung bildet am Ende ja auch nur gesellschaftliche Entwicklungen ab, sodass auch hier zu beobachten ist, wie durch einseitige und stark verengte Vorstellungen von Empathie oder zentraler Kohärenz ein deutlich defizitäres Autismusbild entsteht, das keine Ambivalenzen mehr aufweist. Dabei ist insbesondere auch zu beobachten, wie sich im „autistischen Spiegel“, dem Intentionalisieren von Handlungen hinter denen keine versteckten Absichten verborgen sind, selbst-bestätigende Mechanismen zu Tage treten, die auch die Beforschten selbst beeinflussen. Das Verständnis autistischer Menschen als defizitäre Menschen wirkt sich eindeutig negativ auf ihre Funktionalität aus. In der Geschichte des Verhältnisses von Forschung und Autisten, insbesondere auch vor dem Hintergrund, welche Autismusbilder in der Öffentlichkeit populär werden, lässt sich beobachten, wie Menschen zu Behinderten gemacht werden. Dazu verweise ich auf meinen Artikel „Im Spiegel der Autismusforschung“.

Autisten melden sich zu Wort

Ab dem Ende der 1980er Jahre geraten zunehmend hochgradig funktionale Ausprägungen des Autismus in ein öffentliches Blickfeld. Bekannt ist hier der Film „Rainman“ (1988), dem es gelang, ein ungewöhnlich breites Interesse für Autismus hervorzurufen. Es folgten dann sehr schnell Veröffentlichungen von

Texten autistischer Menschen, die ihre Perspektive darstellten, etwa von Temple Grandin oder, im deutschsprachigen Raum, von Dietmar Zöller oder Birger Sellin. Dadurch, dass in dieser Zeit die gestützte Kommunikation wenn auch zaghaft Verbreitung fand, meldeten sich auch Autisten zu Wort, die ansonsten gar nicht gesprochen hatten. Es verwundert nicht, dass zu dieser Zeit die ersten Diagnosekriterien für das „Asperger-Syndrom“ aufgestellt wurden. Verwunderlich bleibt eher, dass sich diese Kriterien von vornherein in einen deutlichen Gegensatz zu den Innensichten stellten, die autistische Menschen beschrieben haben. Vermutlich wurden diese Beschreibungen als Ausnahmen angesehen, die nicht die „allgemeinen Fälle“ repräsentieren konnten. Dabei betonte insbesondere die bereits Ende der 1980er Jahre bekannt gewordene Temple Grandin die ungeheuren Potenziale, die sie in autistischen Menschen sieht.

Dank der Verbreitung des Internets entstanden etwa ab der Jahrtausendwende weltweit autistische Communities. Erstmals hatten in großem Umfang autistische Menschen die Möglichkeit, „ihren“ Autismus mit dem anderer Menschen abzugleichen. Mein erster Zugang zu solchen Communities war „damals“ mit zwei überraschenden Erkenntnissen verbunden: Zum einen mit einer Korrektur meines Autismusbildes, das bis dahin in Autisten Menschen gesehen hatte, die sehr schwer behindert waren und in der Regel nicht sprachen, und zum anderen mit der Bestätigung einer meiner Befürchtungen, dass Autismus im Wesentlichen alle Aspekte meines Lebens betrifft, dass ich „durch und durch“ autistisch bin. Diese Aspekte reichten von der Art meines Denkens über meine Wahrnehmungen und dem Eindruck gegen weitgehend alles Soziale allergisch zu sein, meine Depressionen und chronischen Krankheiten bis hin zu meiner Sexualität, meinem Liebesleben und meinen – nicht funktionierenden – Freundschaften und nicht zuletzt einem deutlich „anderen“ Lebensrhythmus. Sie bestanden allerdings keineswegs nur aus Defiziten (obschon diese zu jener Zeit für mich schwerer wogen), sondern auch beispielsweise aus meinen mathematischen „Begabungen“, meiner „überschäumenden Fantasie“, meinem „Blick fürs Detail“ oder meinem recht präzisen Gehör.

Insgesamt war es so, dass autistische Menschen den Autismus in sich selbst und an anderen keineswegs als nur defizitär wahrnehmen. Sie nehmen ihn ähnlich ambivalent wahr, wie er über fünfzig Jahre zuvor von Hans Asperger und Leo Kanner beschrieben wurde. Sie nahmen ihn aber auch als etwas war, wovon sie vollständig durchdrungen waren, und was sie daher in aller Regel auch nicht loswerden wollten. Auf diese Weise entstand etwa ab der Jahrtausendwende ein Autismusbild, das – getragen von tausenden autistischen Menschen weltweit – erneut den ambivalenten und eben nicht rein defizitären Charakter des Autismus zeigte. Interessanter Weise tauchte von Anfang an auch eine Beschreibung auf, die ich von meiner frühen Jugendzeit her kannte, nämlich als Gefühl, auf einem falschen Planeten geboren zu sein. Aus meiner Jugendzeit habe ich noch einen Text, in dem ich den Wunsch formulierte, eines Tages von Wesen aus dem Weltall abgeholt und nach Hause gebracht zu werden. Dieses Gefühl hat dem Asperger-Syndrom den populären, von Janet Norman-Banes geprägten, Beinamen „Wrong-Planet-Syndrome“ gegeben. So wie Autisten nicht-autistischen Menschen wie fremde Wesen vorkommen, genauso kommt Autisten die nicht-autistische Welt nicht weniger fremdartig vor wie eine extraterrestrische Welt. Ich denke, es ist sehr wesentlich für ein angemessenes Verständnis von Autismus, diese Gegenseitigkeit zu verstehen.

Diese Entwicklungen, an denen maßgeblich autistische Menschen beteiligt waren und sind, haben dazu geführt, dass das Thema Autismus in der Öffentlichkeit und auch in wissenschaftlichen Kreisen etwa ab der letzten Jahrtausendwende neu verhandelt wird. Die Veröffentlichung von Tony Attwood („Asperger's Syndrome: A Guide for Parents and Professionals“, 1998) stellt ein weit bekanntes Beispiel dafür dar. Auch bei den Autisten selbst bleibt diese Neuverhandlung nicht ohne Wirkung; auch hier stellt sich neben einem oft defizitären Selbstbild oder einer gebrochenen Biographie ein Bild der Potenziale ein, die ein autistisches Leben eben auch mit sich bringt. Allerdings sind auch bei den Korrekturversuchen des Autismusbildes in den letzten Jahren einige zum Teil recht skurrile Schief lagen zu erkennen, sodass es noch einiger Anstrengungen bedarf, um – allgemein – zu einem passenden Autismusverständnis zu finden. Angesichts der klaren Texte von Hans Asperger und Leo Kanner müsste man schon sagen, „zurück zu finden“.

Autistische Fähigkeiten

Das Thema autistische Fähigkeiten ist ein recht vielschichtiges Thema. Um nicht, wie es leider immer noch oft geschieht, Bilder zu erzeugen, die eher mythisch oder mystisch anmuten, ist es erforderlich, diese Vielschichtigkeit des Themas genauer zu beleuchten. Die Kategorisierungen, die ich hierfür als Hilfe nehme, sollten dabei aber als analytische Hilfsmittel gesehen werden. Auch wenn ihre Wahl nicht gänzlich willkürlich ist, kommt es auf das Gesamtbild an, das sich am Ende der Betrachtungen einstellt – hoffentlich auch bei den Lesern des Textes.

Zunächst möchte ich drei Aspekte autistischer Fähigkeiten unterscheiden: Autismus selbst als Fähigkeit, dann Fähigkeiten, die als „typisch autistisch“ angesehen werden können und schließlich Fähigkeiten, die sich aus der Beschäftigung mit den eigenen Interessen heraus ergeben. Ich beginne mit dem Autismus selbst als Fähigkeit.

Begabung oder Behinderung?

In der aktuellen Autismusforschung wird Autismus mit drei Aspekten mentaler Leistungen in Verbindung gebracht: Der Theory of Mind, beziehungsweise einer eingeschränkten Befähigung dazu, einer mangelhaften zentralen Kohärenz und Schwierigkeiten mit den exekutiven Funktionen. Alle drei Aspekte werden in der Regel als defizitär beschrieben, als ein Fehlen bestimmter Funktionen im Vergleich zu einer (bisweilen auch nur angenommenen) Norm. Bei genauerem Hinsehen, erweisen sich allerdings alle drei Bereiche menschlichen Denkens als außerordentlich vielfältig und komplex, sodass sich die Beschreibung der autistischen Funktionsweisen als bloß defizitär alleine deswegen nicht halten lässt. Tatsächlich zeigen sich in sämtlichen drei Bereichen durchaus auch Seiten, die als „besondere“ Befähigungen angesehen werden können. Dass diese Seiten häufig nicht in Erscheinung treten, hat seine Ursachen in Umgebungen, die ihnen nicht angepasst sind.

Theory of Mind

Die Diskussionen um die Theory of Mind gehören in meinen Augen zu den schwierigsten überhaupt in der modernen Psychologie. Für autistische Menschen ist es außerordentlich unglücklich, dass sie zugleich auch ziemlich mit Autismus verwoben sind. Gerade in den populärwissenschaftlichen Darstellungen etwa zum Thema Spiegelneuronen, ereignet sich für Autisten eine erneute „Leere-Festungs-Katastrophe“, in der ähnlich wie in den 1950er und 60er Jahren in den USA Zerrbilder in die Öffentlichkeit gelangen, in denen sich kaum mehr ein Autist wiedererkennen kann – und schon gar nicht möchte. Autistische Menschen erscheinen hierin als Wesen, die genau zu den mentalen Leistungen nicht fähig sind, die als die menschlichen Leistungen schlechthin gelten. Dabei schneiden sie sogar schlechter ab als manche Primaten oder Rabenvögel. Besonders erstaunlich ist hierbei der Eindruck, dass Wissenschaftler, die sich offensichtlich nur wenig mit Autismus beschäftigt haben, nicht vor so grundlegenden wie falschen Aussagen darüber zurückschrecken. Die Art und Weise, wie in der heutigen Zeit Wissenschaft organisiert ist, begünstigt offenbar so manche Skurrilitäten; das, was zum Thema Spiegelneuronen kursiert gehört sicherlich dazu.

In der Regel sind es dieselben zwei Fehler, die solchen Veröffentlichungen unterlaufen sind: Zum einen werden die unterschiedlichen Aspekte der Theory of Mind, wie auch der Empathie, miteinander verwechselt, zum anderen wird mit ihnen nicht hinreichend wissenschaftlich umgegangen. Dazu kommen häufig noch fragwürdige Verallgemeinerungen aus Befunden, die aus Laborsituationen gewonnen wurden. Was dabei am Ende bestenfalls noch bleibt, ist eine Feststellung, die bereits Hans Asperger getroffen hat, dass nämlich autistische Menschen weniger als andere dazu neigen, das Verhalten anderer Menschen zu kopieren. Und dies hat, wie ebenfalls Hans Asperger schon beschrieb, seine positiven wie auch seine negativen Seiten. Diesen Befund, dass Autisten mehr als üblich dazu neigen, eigenständig zu denken, auf das Fehlen von Spiegelneuronen oder auf deren Fehlfunktionen herunter zu brechen, ist ein Ansatz, der letztlich niemanden weiterbringt, auch die Wissenschaft nicht. Dadurch dass sich die Spiegelneuronenforschung auch an ein Laienpublikum wendet,

hat er ausgesprochen schädliche Nebenwirkungen. Für eine etwas weiterführende Diskussion zu diesem Aspekt verweise ich auf den Anhang „Empathie und Autismus“.

Für autistische Menschen bedeutet Autismus eine sehr tiefes, von frühester Kindheit an bestehendes Gefühl des Andersseins, das mal deutlich hervortritt, mal eher subtil im Unterbewussten verborgen ist. Als Autist, diese Behauptung wage ich jetzt einmal, hat man von Anfang an nicht das Gefühl, von anderen Menschen etwas lernen zu können. Der Unterschied der Denkweisen, der Funktionsweisen des Gehirns, ist unübersehbar; er tritt für autistische Menschen vor allen Dingen auch in der Inkompatibilität des eigenen Denkens mit der Organisation ihrer Umgebung, insbesondere der sozialen Umgebung, zum Vorschein. Schwierig wird diese nicht zu unterschätzende Unterschiedlichkeit dadurch, dass man dieselbe Kultur teilt, dieselbe Sprache spricht etc.; nicht zuletzt dadurch wird diese Unterschiedlichkeit durch die abwehrenden und ablehnenden Reaktionen der nicht-autistischen Umwelt auf Autisten mit zunehmender Zeit noch verschärft. Es hat in meinem Leben etwa nie einen Anhaltspunkt dafür gegeben, dass ich von anderen Menschen etwas durch Imitieren lernen könnte; daher war und bin ich immer bestrebt, mir soweit wie möglich alles selbst anzueignen. Dass etwa, um ein gerne zitiertes Beispiel aus dem Umfeld der Spiegelneuronen aufzugreifen, mir das Wasser im Mund zusammenläuft, wenn ich sehe, dass jemand anderem etwas schmeckt, machte für mich nie einen Sinn, da ich nicht davon ausgehen konnte, dass mir dieselbe „Leckerei“ ebenfalls schmeckt. Im Vergleich zu Menschen, die sich leicht damit tun, von anderen Menschen zu lernen, indem sie sie imitieren, bedeutet es natürlich außerordentliche Kraftanstrengungen, alles von Neuem zu entwickeln. Dafür ist das einmal selbstständig Erworbene oft fundierter und auch immun gegenüber der Weitergabe von Irrtümern.

Das vermeintliche Fehlen einer Theory of Mind bei autistischen Menschen stellt sich bei einer differenzierten Betrachtung als ein unterschiedliches Funktionieren bestimmter Aspekte der Theory of Mind dar. Das zeigt auch der Befund von Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren, die darauf hinweisen, dass autistische Menschen Theory of Mind bezogene Aspekte ihres Denkens in anderen

Gehirnregionen durchführen als nicht-autistische Menschen. Die bis heute vorhandenen Forschungsergebnisse lassen den Schluss zu, dass in bestimmten Bereichen der Theory of Mind – und auch der Empathie und der Spiegelneuronenfunktionen – ein anderes Denkmuster zum Vorschein tritt. Allerdings eines, das viel zu komplex und dessen Andersartigkeit auch viel zu komplex ist, als dass es sich als defizitär darstellen lässt. Eine Betrachtung, die eine solche Komplexität zulässt, zeigt dagegen, dass sich mit diesem Anderssein auch Fähigkeiten und Potenziale verbinden. Insbesondere auch eine Unabhängigkeit und Eigenständigkeit des eigenen Denkens, das oft auch mit einer auffälligen Originalität und auch mit einer gewissen Wahrhaftigkeit einhergeht. Anders als viele nicht-autistische Menschen tendieren Autisten dazu, zu zeigen, woran man sozusagen bei ihnen ist; auch das ist ein Aspekt einer angeblich mangelnden Befähigung zur Theory of Mind.

Exekutive Funktionen

Ein weiterer Aspekt der Unterschiede zwischen autistischem und nicht-autistischem Denken wird in der Forschung als Beeinträchtigungen der exekutiven Funktionen beschrieben. Gemeint sind damit Beeinträchtigungen, Planungen vorzunehmen und umzusetzen. Dabei ist es keineswegs so, dass autistische Menschen dazu nicht fähig wären; sie sind dabei oft langsamer als erwartet und müssen dafür mehr Anstrengungen aufwenden als üblich. Das hängt mit Sicherheit damit zusammen, dass Autisten viele Dinge genauer planen müssen als nicht-autistische Menschen, um zu akkuraten Planungen zu kommen. Dabei spielt die Neigung autistischer Menschen zu einer am Konkreten orientierten Denkweise eine große Rolle. Aus eigener Erfahrung kann ich feststellen, dass für mich das Konkrete, das heißt, das sinnlich Erfahrbare, und das Abstrakte, was bei mir in der Sphäre der logischen Zusammenhänge stattfindet, zwei komplett getrennte Welten bilden. So kann ich zugleich sehr gute Leistungen im abstrakten Denken erzielen, etwa im Mathematikstudium, mitunter aber Schwierigkeiten haben, etwa beim Einkaufen Becks-Bier und Holsten-Bier zu Bier zu abstrahieren, sodass ich ein Geschäft ohne Bier verlassen muss, wenn die erwartete Marke nicht vorhanden ist – auch wenn es mir weitgehend egal ist, wie das Bier heißt, das ich trinke. Das Abstraktum Bier befindet sich in einer

anderen Hemisphäre meines Denkens als die Konkreta Becks-Bier oder Hols-ten-Bier.

Dazu kommt noch die Flut an Irritationen, die mich ohnehin immer bei so komplexen sozialen Tätigkeiten wie Einkaufen begleitet, sodass der – für viele Menschen simple – Einkauf von Kaltgetränken ein Höchstmaß an Konzentration und intellektueller Leistung erfordert. An dieser Stelle stellt es eine ungewöhnliche Vereinfachung dar, wenn der Laden, die Waren und die Menschen darin immer weitgehend dieselben sind. Wenn sich solche Rahmenbedingungen ändern, etwa weil das Sortiment geändert oder der Laden umgeräumt wurde, sind die entstehenden Irritationen so groß, dass sie oft fast und manchmal gänzlich mein Einkaufsvorhaben vereiteln. So betrachtet erscheinen die Beeinträchtigungen meiner exekutiven Funktionen in der Tat dysfunktional – weil sie nicht in eine nicht-autistisch gestaltete Umgebung passen. Die strikte Trennung zwischen Konkretem und Abstraktem äußert sich aber auch in anderen Aspekten meines Denkens. Etwa darin, dass ich mit Abstrakta, die sich direkt auf konkrete Gegebenheiten beziehen, nicht viel anfangen kann. Für mich etwa macht es kaum Sinn, Aussagen über „den Ausländer“ oder „den Türken“ zu treffen, weil ich für solche Aussagen immer konkrete Personen vor Augen haben muss, die dann wiederum als viel zu vielschichtig und heterogen erscheinen, als dass sie mit einer Zuweisung wie „Ausländer“ oder „Türke“ auch nur annähernd adäquat beschrieben wären.

Die Beeinträchtigungen exekutiver Funktionen treten nur in bestimmten Umgebungen als Beeinträchtigungen in Erscheinung. Wissenschaftliche Forschungen, die darauf abzielen, bemühen sich, genau solche Umgebungen zu erzeugen. Sie sind wiederum nur Aspekte eines Denkstils, der als typisch autistisch gelten kann und der weit über diesen Aspekt hinausgeht. In anderen Kontexten können Aspekte desselben Denkstils in Erscheinung treten, die dann nur schwerlich als Beeinträchtigungen beschrieben werden können, sondern unter Umständen eher als Befähigungen. Beispielsweise eine im Vergleich zum Üblichen geringere Neigung zur Übernahme von Vorurteilen. Tatsächlich können diese Beeinträchtigungen sowohl als durch den „typisch autistischen Denkstil“ verursacht verstanden werden, als auch durch die Umgebungen, in denen sie

in Erscheinung treten. Dass es – um das oben angeführte Beispiel noch einmal aufzugreifen – etliche verschiedene Biermarken gibt, die sich geschmacklich voneinander nur marginal unterscheiden, ist nicht notwendig ein Ergebnis einer rationalen Planung. Dass ein Denken, in dem die Ratio einen zentralen Platz innehat mit solchen Gegebenheiten schwer zurecht kommt, ist daher auch nicht weiter verwunderlich. Die Frage ist allerdings, wie diese Inkompatibilität von Denkstil und Umgebung bewertet wird und wie sie am Ende aufgelöst werden kann. Dass autistisches Denken dazu neigt, solche Irrationalitäten sozialer Organisation bloß zu stellen, kann durchaus auch als Stärke und als besondere Befähigung verstanden werden.

Zentrale Kohärenz

Schließlich wird eine mangelnde zentrale Kohärenz als weiterer signifikanter Unterschied zwischen autistischem und nicht-autistischem Denken angesehen. Mit „zentraler Kohärenz“ ist allgemein die Fähigkeit gemeint, Einzelheiten zu einem Ganzen zusammenzufügen; der Mangel daran äußert sich entsprechend in einer Neigung, sich in Details zu verlieren, sprichwörtlich „den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen“. Ich verbinde mit diesem Aspekt meine Erfahrung, dass ich es als Jugendlicher und junger Erwachsener als schwierig empfand, mich selbst als eine „Persönlichkeit“ wahrzunehmen; das Konzept der „Persönlichkeit“ habe ich bis heute nicht wirklich verstanden. Dagegen habe ich mich selbst als ein Zusammenspiel verschiedenster Funktionsweisen empfunden und bin bis heute davon überzeugt, dass ich eine sehr feine Wahrnehmung für die Vorgänge in meinem Körper, einschließlich meines Gehirns, habe, sie aber nur schwer zu einem Ganzen zusammenfügen kann. Der Blick für das Detail, für den eine mangelnde zentrale Kohärenz auch steht, stellt wiederum in bestimmten Kontexten durchaus eine Stärke dar. Auch, dass die Details für sich betrachtet und verstanden werden, ohne sie von vornherein einem Gesamtzusammenhang unterzuordnen, empfinde ich nicht notwendig als Schwäche.

Die Frage, ob eine kohärente Sicht der Welt oder eher eine dissoziative der Wirklichkeit angemessen ist, führt direkt in philosophische Tiefen, die sich definitiv nicht in eine der beiden Richtungen auflösen lassen; nicht zuletzt stellt

auch der Strukturalismus eine Reaktion auf die Erkenntnis dar, dass sich die Welt als Ganzes gar nicht darstellen lässt. Letztendlich stellt sich hier die Frage, ob es überhaupt wünschenswert ist, Denkweisen und – damit verbunden – Formen des „In-der-Welt-Seins“ zu normieren und zu vereinheitlichen. Wenn bestimmte Denkstile vorherrschen, haben Menschen, deren Gehirne anders organisiert sind, natürlich Schwierigkeiten, sich zu integrieren, und ihre Art und Weisen des Denkens erscheint dann in erster Linie als Behinderung. Autistisches Denken als eines, das – je nach Blickwinkel und Kontext – sowohl als Schwäche als auch als Stärke betrachtet werden kann, stellt der Gemeinschaft die Aufgabe, neben den vorherrschenden Normen auch Platz zu lassen für das, was sich abseits dieser Normen befindet – und von dem Autismus wohl nur eines ist. Den Gesellschaften der heutigen Zeit täte es zweifellos gut, auch einmal Standpunkte in Betracht zu ziehen, in denen die Logik das vorherrschende Maß darstellt, in denen es um das Konkrete geht, mehr um das Sein als um den Schein, und die nicht zuletzt auch die Details nicht aus dem Blick verlieren. Das Zulassen solcher Sichtweisen, ihre Integration in das gesellschaftliche Leben – vom Kindergarten bis zur Arbeitswelt, hätte zugleich auch eine bessere Integration autistischer Menschen in die Gesellschaft zur Folge.

Dass aber umgekehrt autistische Menschen eher die Erfahrung einer zunehmenden Desintegration machen, lässt durchaus den Schluss zu, dass ebenso Sichtweisen, die eher autistischen Denkstilen entsprechen, zunehmend weniger gefragt und erwünscht sind. Erwünscht scheint eher die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze, des Konkreten unter abstrakte Konzepte oder des „Seins“ unter den – mehr oder weniger schönen – Schein einer von Werbung geprägten Wirklichkeit zu sein. Das passt auch gut zu einer Vorstellung der Welt, in der ein hohes Maß an zentraler Kohärenz im Denken wünschenswert erscheint. Das sind Bedingungen, die für Autisten in der Tat sehr schwer zu handhaben sind. In einem solchen Umfeld tritt Autismus tatsächlich in erster Linie als Behinderung in Erscheinung.

Zur Charakterisierung autistischen Denkens

Eng mit dem Aspekt „Autismus als Fähigkeit“ sind Fähigkeiten verbunden, die gemeinhin als „typisch autistisch“ gelten. Hier muss mit Nachdruck betont werden, dass wie nicht-autistische auch autistische Menschen sehr heterogen sind; Aussagen über „die Autisten“ sind mit ähnlicher Vorsicht zu genießen wie Aussagen über „die NTs“ (nicht-autistische Menschen). Bei aller Unterschiedlichkeit, die in der Regel bereits bei einem Besuch einer Selbsthilfegruppe autistischer Menschen offensichtlich ist, erkennen die meisten Autisten doch auch viele und nicht selten überraschende Gemeinsamkeiten mit anderen Autisten. Das betrifft die Art und Weise der Kommunikation, worauf ich noch detaillierter eingehen werde, aber auch die Art und Weise des Denkens überhaupt. Um welche „Art und Weise“ es dabei genau geht, ist nicht einfach zu verstehen. Die Autismusforschung hat sich dieser Fragestellung bislang nur in Ausnahmefällen, etwa dem Monotropismus-Ansatz, gewidmet, sodass alle Ideen hierzu immer auch beträchtliche Anteile an Spekulationen vorweisen.

Eine zumindest in autistischen „Kreisen“ populäre wie umstrittene Charakterisierung „typisch autistischen“ Denkens stammt von Temple Grandin, nämlich die These, Autisten seien Bilderdenker. Diese These erklärt erstaunlich mühelos sehr viel von dem, was an Autismus eher rätselhaft erscheint: Die Abhängigkeit des Denkstils zu gesprochener Sprache und zu guten Gedächtnis- aber schlechten Performanceleistungen; das konkrete Denken ebenso wie Schwierigkeiten, mit konkreten Alltagssituationen umzugehen, und einiges mehr. Das ist wohl auch einer der Gründe, warum zumindest in den autistischen Communities so viel und so kontrovers



über diese These diskutiert worden ist. Es gibt nicht wenige Autisten, die in sich ein „klassisches“ Bilderdenken nicht vorfinden können, und daher diese These in Frage stellen. Temple Grandin hat vermutlich als Reaktion auf diese Diskussionen ihre Bilderdenker-These weiter ausgearbeitet und dabei auch ausdifferenziert, sodass dann das „klassische“ Bilderdenken, in dem Gedanken als zwei- oder mehrdimensionale Bilder erscheinen, nur noch einen Aspekt dessen darstellt, was sie mit Bilderdenken bezeichnet. Neben diesem beschreibt sie zwei weitere Aspekte, die ich – lax übersetzt – mit Musterdenken und Wortedenken bezeichnen möchte. Das Musterdenken stellt dabei eine Art Abstraktion des klassischen Bilderdenkens dar, in dem Gedanken als Muster oder Strukturen repräsentiert sind. Das Wortedenken dagegen führt Temple Grandin als Kategorie für das ein, was sie in die beiden anderen Kategorien nicht fassen kann: Denken, das – wie auch immer – mehr als Bilder- und Musterdenken aber auch anders als nicht-autistisches Denken mit Sprache verwoben ist.

Bei dieser Einteilung gehöre ich selbst eindeutig in die Kategorie der Musterdenker. Schon als Kind habe ich die Welt als Muster und Strukturen repräsentiert wahrgenommen, weswegen für mich die Beschäftigung mit der Mathematik schon damals das Nächstliegende überhaupt war. Die Zahlen, die als Gedankenobjekte sowohl das irreversible Moment der Zeit, das im Zählen aufgehoben ist, als auch die Symmetrien, die sich in den Rechenoperationen zeigen, miteinander vereinen, stellten dabei die idealen Grundbausteine aller Struktur dar. Das habe ich, diese Anmerkung sei mir erlaubt, bereits im Vorschulalter intuitiv verstanden, während ich einige Zeit, etwa zwei Jahre, in der Schule brauchte, um zu verstehen, woher die Kinder alle (außer mir) wussten, wo denn der Unterricht stattfand. Diese als Muster repräsentierten Gedanken hatten die Eigenschaft, meine Wahrnehmungen, insbesondere mein Sehen, aber auch das Hören, zu überlagern. Ich vermute, dass darin auch einer der Gründe dafür zu finden ist, warum ich so wenig konkrete Erinnerungen an meine Kindheit hatte: Weil sich meine Wahrnehmungen mit meinem Denken überlagerten und ein Gesamtes bildeten, das ich damals nicht in „innen“ und „außen“ aufteilen konnte. Erst nach und nach lernte ich, beides voneinander zu trennen, was meine Funktionalität ungemein steigerte. In meinen Erinnerungen war es die Zeit, in der ich zehn bis zwölf Jahre alt war, in der mir dieser Durchbruch ge-

lang; es war in meiner Erinnerung eng mit einer Entwicklung von dem verbunden, was ich jetzt als meine Persönlichkeit bezeichnen würde. Dennoch ist es bis heute so, dass ich bei hoher Anspannung oder Stress mit diesem Effekt der Überlagerung von Gedanken und Wahrnehmungen konfrontiert bin. Manchmal führt dies sogar dazu, dass ich nicht einmal in der Lage bin, alltägliche Dinge wiederzuerkennen. Inzwischen habe ich mein Musterdenken aber auch als ein sehr leistungsfähiges Denken kennengelernt, das in der Lage ist, sehr komplexe Sachverhalte stabil abzubilden. So fällt es mir beispielsweise leicht, einen Text wie diesen hier in Gedanken vor zu strukturieren, diese Struktur mitunter jahrelang „im Kopf“ zu bearbeiten, um dann den fertigen Text so zu schreiben, als wenn ich ihn irgendwo abschreiben würde.

Auch Temple Grandin verknüpft das Musterdenken mit Mathematik und Musik. Wie auch die anderen Formen autistischen Denkens, Bilder und Wortedenken, ist es zwar sehr leistungsfähig, aber auch nicht leicht umgänglich. Autisten müssen den Umgang mit ihren Denkstilen erlernen, um sie wirklich produktiv nutzen zu können. Von alleine stellen sie nicht nur Potenziale, sondern auch – unter Umständen recht massive – Hindernisse dar. Genauso wie sie den autistischen Menschen die Chance geben, ihre Funktionalität in einer nicht-autistischen Welt zu erhöhen, können sie eine solche Funktionalität ebenso gut behindern, wenn sie nicht richtig eingesetzt werden. Anders als nicht-autistische Menschen sind Autisten beim Lernen, ihr Denken als Potenzial zu nutzen, weitgehend auf sich selbst gestellt.

Temple Grandin arbeitet aus diesen in ihrer Erscheinung ja doch sehr unterschiedlichen Formen des Bilderdenkens eine Gemeinsamkeit heraus, die sich wohl tatsächlich verallgemeinern lässt: Autistisches Denken bildet eine scharfe Trennung zwischen Denken und Sprache. Für mich war es umgekehrt lange Zeit sehr schwer zu verstehen, dass „normales“ menschliches Denken eine solche Trennung gar nicht kennt. Im Gegenteil: Gerade die neuzeitliche europäische Philosophie steht ja gewissermaßen unter dem Postulat, dass Denken und Sprache identisch sind. Die von manchen Philosophen erzeugten Sprachungetüme – von Kant über Hegel und Nietzsche bis in die kritische Theorie hinein – geben ein Zeugnis davon. Allerdings auch ein Zeugnis davon, dass

trotz aller Bemühungen immer ein Rest an Nicht-Übereinstimmung zwischen beidem bleibt und diese Überlagerung nicht vollständig konsistent vorgenommen werden kann. Mein Denken, und das zumindest vieler Autisten, trennt sehr scharf zwischen Denken und Sprache; Sprache ist hier immer eine Übersetzung von Gedanken. Temple Grandin stellt die These auf, dass die gegenseitige Organisation dieser beiden getrennten Systeme den Grad der Funktionalität autistischer Menschen bestimmt. Gelingt es dem sprachlichen Denken, das „eigentliche“ Denken adäquat zu übersetzen und damit zu organisieren, dann kommen die Potenziale eines Denkens zum Tragen, das sich frei von sprachlichen Beschränkungen entfalten kann. Gelingt es dagegen nicht, beide Systeme aufeinander zu beziehen, bleibt das Denken in einem chaotischen Zustand des Indifferenten, indem sich nichts wiedererkennen lässt, weil sich nichts wirklich wiederholt. Die Welt zerfällt dann in ein Kaleidoskop von Assoziationen, die ohne Bezug aufeinander auftauchen und wieder verschwinden.

Ein Denken ohne Sprache ist ein assoziatives Denken, das die Fülle der Gedanken anhand von Ähnlichkeiten ihrer Repräsentationen organisiert. Das können, etwa beim klassischen Bilderdenken, bildliche Ähnlichkeiten sein, oder Ähnlichkeiten in ihrer Struktur, oder auch, etwa beim Wortedenken, im Klang der Worte. An jeder Assoziation hängt wiederum eine Fülle weiterer Assoziationen, sodass sich die Gedanken ähnlich wie Fraktale immer weiter auffächern, je genauer sie fokussiert werden. Ohne äußere Organisation, wie etwa durch die Sprache, bleibt ein solches Denken indifferent, selbst gegenüber der Zeit: Die Wirklichkeit ist ein beständiges Auftauchen und Verschwinden von Assoziationsketten, in denen sich die Sinneseindrücke widerspiegeln. Ein solches Denken hat naturgemäß ein hohes Maß an synästhetischem Potenzial. Die unterschiedlichen Formen dieses autistischen Denkens beziehen sich im Wesentlichen auf die Repräsentationen dieser Assoziationen. Das sind mal konkrete Formen, die in Gedanken beliebig bewegt und umgestaltet werden können, mal Muster und Strukturen, die nicht so leicht zu fassen sind und am ehesten mathematisch – oder musikalisch – dargestellt werden können, oder eben auch Worte, die aber anders als im sprachlichen Denken assoziativ miteinander interagieren, über ihren Klang oder über ihre Bedeutungsfelder beispielsweise.

Sprache dient autistischen Menschen in erster Linie dazu, die Fülle an Assoziationsketten zu strukturieren, aus denen ihre Gedanken bestehen. Dann, in der Regel erst in zweiter Linie, als Medium, in das hinein ihre Gedanken übersetzt werden können, um sich anderen verständlich zu machen. In der Welt der Assoziationen stellt die Sprache einen Zeiger dar, der die Assoziationen hervorhebt, auf die sich das Denken fokussieren und die es festhalten soll. Bei nicht-autistischen Menschen ist dieses sprachliche, strukturierende Denken mit dem sinnlichen untrennbar verwoben. Die Ebene der Indifferenz und Unmittelbarkeit, die den meisten Autisten allzu vertraut ist, gibt es für sie gar nicht. In dem Buddha-Satz „Alle Wirklichkeit ist durch den Geist vermittelt“ drückt sich dieses Fehlen des Unmittelbaren direkt aus. Bemerkenswerter Weise ist die Unmittelbarkeit, die im Buddhismus als Nirvana angestrebt wird, genau die Form der Wahrnehmung der Welt, die für autistische Menschen quasi die natürliche ist. In diesem Sinne ist der Zen-Buddhismus, der den (problematistischen) Aspekt der Vermittlung vollständig auf die Sprache und sprachliches Denken bezieht, erstaunlich weitsichtig und auch zumindest einigen Aspekten autistischen Denkens erstaunlich nahe.

Ein assoziatives und zumindest tendenziell synästhetisches Denken ist aber auch außerordentlich anfällig gegenüber Störungen. Auch bei hochgradig funktionalen Autisten ist das strukturierende Verhältnis von sprachlichem und eigentlichem (sinnlichem) Denken sehr sensibel und brüchig. Entsprechend fragil stellt sich auch die eigene Funktionalität dar, die maßgeblich davon abhängt, wie gut es gelingt, beide Teile zusammenarbeiten zu lassen. Allerdings ergeben sich mit zunehmender Erfahrung immer mehr und auch immer robustere Wege, auch in Krisenzeiten beide Aspekte des Denkens aufeinander bezogen zu lassen, oder wenigstens solche Bezüge nach deren zeitweiligem Verlust wieder herzustellen.

Spezielle Interessen

Der dritte und letzte Aspekt der Fähigkeiten autistischer Menschen macht sich an dem fest, was häufig als „Spezialinteressen“ bezeichnet wird. Diese werden in der Regel mit dem Asperger-Syndrom in Verbindung gebracht, während oft

davon ausgegangen wird, dass das Kanner-Syndrom statt dessen von stereotypen oder repetitiven Handlungen geprägt ist. Leo Kanner hat allerdings in seinen Beobachtungen eine Entwicklung festgestellt, die ausgehend von dem Ausüben repetitiver Handlungen in die Verfolgung spezieller Interessen mündet. Tatsächlich sollte davon ausgegangen werden, dass beide, stereotype und repetitive Handlungen und das zum Teil sehr intensive Verfolgen von Interessen, Mittel zur psychischen Stabilisierung autistischer Menschen darstellen und somit eine ähnliche Funktion erfüllen. Nicht nur Temple Grandin hat beschrieben, welche Bedeutung Spannungen und Strategien zum Spannungsabbau für Autisten in der Regel haben. Es ist davon auszugehen, dass für viele Autisten ab einem gewissen Alter (das vermutlich etwa mit der Einschulung zusammenfällt) ihre Interessen verfolgen, um ihren inneren psychischen Haushalt damit zu stabilisieren. Der Antrieb für das Ausüben solcher Interessen ist entsprechend hoch, und da, wo solche „Spezialinteressen“ als Stabilisatoren fehlen, übernehmen Stereotypen, (auto-)aggressive Verhaltensweisen oder Medikamente diese Aufgabe.

Auf diese Weise gibt es einen recht direkten Zusammenhang zwischen dem Verfolgen bestimmter Interessen und der Funktionalität autistischer Menschen. Die Interessen, um die es hier geht, sind sehr weit gestreut; es gibt vermutlich nichts, was hierfür nicht in Frage kommt. Entscheidend scheint mir hierbei zu sein, dass sie selbst gewählt sind und dass die Art und Weise, wie ihnen nachgegangen wird, autistischem Denken entspricht. So bestand meine Interesse für Astronomie, das ich während meiner Grundschulzeit entdeckte, zunächst ausschließlich darin, Formeln zu erfinden, die ich dann auf Planeten und Sterne anwendete. Ich besuchte ab und zu ein nahe gelegenes Forschungsinstitut, um dort Gesprächspartner für meine „Forschungen“ zu finden, die natürlich sehr bemüht waren, meine Formel-Interessen in realistische Bahnen zu lenken. Das führte dazu, dass ich mit Hilfe der Keplerschen Gesetzen und Ähnlichem meine selbst erfundenen Formeln optimierte. Diese Beschäftigung hatte ich mir selbst ausgesucht – nirgendwo in meinem Umfeld kam ansonsten das Thema Astronomie vor. Ich hatte sie in einer Weise ausgeführt, die meinem autistischen Denken, das darauf aus war, zwischen allen Aspekten der Welt mathematische Zusammenhänge zu finden, voll und ganz entsprach.

Da diese „speziellen Interessen“ inneren, dem autistischen Denken inhärenten Gesetzmäßigkeiten folgen und sich weniger – eigentlich so gut wie gar nicht – an äußeren Gegebenheiten orientieren, nehmen sie gerne unkonventionelle Formen an. Das Maß der Stabilität, das sie zu vermitteln in der Lage sind, korrespondiert zudem mit der Intensität der Beschäftigung, sodass sie mitunter recht dominant das Leben eines Autisten prägen können. Aber sie sind auch fragil: In Zeiten hoher Anspannung, sozialen Stresses oder anderer Beeinträchtigungen und Störungen, fällt ein konzentriertes Beschäftigen mit diesen Interessen schwer; dann kommen wieder andere und meist auch problematischere Kompensationsmuster zum Vorschein, wie stereotype Handlungen, Autoaggressionen oder Medikamente (beziehungsweise Drogen).

Nicht alle Autisten haben Interessen, die sich wie bei mir von Kindheit an durch das ganze Leben verfolgen lassen. Vermutlich hängen solche Interessen mit den jeweiligen Denkstilen der Menschen zusammen. Interessen, die mit Strukturierungen zu tun haben, wie beispielsweise Mathematik, kommen naturgemäß Musterdenkern entgegen, während Bilderdenker eher Interessen verfolgen, die mit Visualisierungen zu tun haben, und Wortedenker wiederum eher sprachlich geprägte Interessen. Interessensgebiete erscheinen umso naheliegender, je besser sie zu den jeweiligen Denkstilen passen. Es gibt aber auch eine Reihe anderer Faktoren, die die Wahl geeigneter Gebiete beeinflussen können. Dazu gehören mit Sicherheit Themen, die die autistischen Menschen an grundlegender Stelle beschäftigen. Mich hat als Jugendlicher beispielsweise die Frage nach meinem Anderssein und danach, warum das mit den Freundschaften nicht richtig funktionierte, zur Psychologie gebracht, die ich wiederum von Anfang an versucht habe, mit der Mathematik in Beziehung zu bringen. Ein weiterer entscheidender Aspekt für das erfolgreiche Ausüben solcher Interessen ist, ob es genügend – sicheren – Platz zur Entwicklung von und Beschäftigung mit ihnen gibt. Dafür ist beispielsweise eine gewisse Abgeschlossenheit gegenüber der Außenwelt durchaus förderlich. Für autistische Kinder, die sich nicht aus eigener Kraft hinreichend von ihrer Umgebung abschirmen können, wäre ein Umfeld förderlich, das hinreichend viel sicheren und störungsfreien Raum für die Entwicklung ihrer Interessen bereitstellt. Sicher heißt in diesem Zusammenhang, vor kommunikativen Irritationen geschützt.

Nicht zuletzt weil ein geschützter Rahmen zur Entwicklung und Ausübung eigener Spezialinteressen oft fehlt, oder Konflikte sich in den Vordergrund drängen, die dafür nicht förderlich sind, gibt es auch viele Autisten, die nicht über ein ausgeprägtes „Spezialinteresse“ verfügen. Dabei können gerade solche Interessen die Lebensqualität autistischer Menschen ungemein steigern. Nicht nur, weil sie die besten Kompensationsmuster zum Spannungsabbau und zur Erlangung psychischer Stabilität darstellen. Sie sind auch wie kaum etwas anderes dazu geeignet, den Autisten selbst ein positives Autismusbild und damit auch ein positives Selbstbild zu vermitteln. An ihnen treten in konzentrierter Form typisch autistische Fähigkeiten zum Vorschein, die Befähigung zum Entwickeln origineller und eigenständiger Ideen, die Befähigung zur genauen und intensiven Beschäftigung, ein hohes Maß an Konzentration und Fokussierung; und einiges mehr. Völlig unabhängig von der Frage, ob und in wie fern sich die Interessen in etwas – wie auch immer – sinnvolles umsetzen lassen, stellen sie das ideale Medium zum Entwickeln autistischer Stärken und Potenziale dar. Auch dann, wenn – diese Polemik sei mir erlaubt – das Interesse darin besteht, Staubflocken nach ihrer Größe zu sortieren.

Um aber solche stabilisierenden und fördernden Wirkungen entfalten zu können, brauchen diese Interessen auch einen Boden, auf dem sie gedeihen können. Dafür ist die Integration dieser Interessen in das eigene Leben bedeutend. Im Idealfall findet sich ein Beruf, in dem solche Interessen wenigstens teilweise aufgehen können; aber auch ihre (intensive) Pflege als „Hobby“ stellt eine durchaus gelungene Integration ins eigene Leben dar. Voraussetzung ist auch hier, dass ein hinreichend geschützter Rahmen für die Ausübung der Interessen vorhanden ist. Gerade hier wird deutlich, dass die Integration der Fähigkeiten ins jeweilige Leben eine entscheidende Rolle für die Entfaltungsmöglichkeiten der eigenen Potenziale spielt. Im ungünstigsten Fall haben autistische Menschen weder den Rahmen, in dem sie sich mit dem beschäftigen können, was ihnen liegt und was ihnen entspricht, noch die Fähigkeit, sich ihn zu schaffen. Dann wird für sie selbst wie für ihre Umgebung Autismus vordergründig als Behinderung und Defizit in Erscheinung treten. Gelingt es ihnen aber, ihr Leben so zu gestalten, dass es einen förderlichen Rahmen für ihre Interessen und Potenziale bietet, kommen diese von selbst zum Tragen. In dieser Beziehung sind

autistische Fähigkeiten insgesamt sehr stark, wenn sie sich in einer günstigen Umgebung entfalten können, aber auch sehr fragil und eben empfindlich, was ihre Umgebung angeht.

Es fällt auf, dass in diesem Teil meiner Ausführungen die Zahl drei eine zentrale Rolle spielt: Drei Aspekte der Fähigkeiten, drei Aspekte autistischen Denkens, die im Fokus der Autismusforschung stehen, drei Aspekte des Bilderdenkens. Es sind, das ist eine bemerkenswerte mathematische Erkenntnis, genau drei Dimensionen um einen komplexen „Raum“ aufzuspannen, weniger oder mehr Dimensionen gehen zugleich auch mit einem Verlust an Komplexität einher. Daher ist es nicht verwunderlich, dass die Dreizahl eine zentrale Bedeutung für das analytische Erfassen komplexer Strukturen hat. Das Vorkommen der Dreizahl erinnert aber auch daran, dass diese Kategorisierungen tatsächlich analytischer Natur sind. Am Ende kommt es darauf an, aus all diesen Aspekten wieder ein Gesamtbild zu erstellen. Autistisches Denken stellt eine andere als übliche Organisation der Denkvorgänge im Gehirn dar, die sich nicht auf einzelne Aspekte reduzieren lässt – schon gar nicht auf Defizite. Wird sie einer kritischen – und logisch stringenten – Beurteilung unterworfen, zeigt gerade auch die aktuelle Autismusforschung, dass Autismus eine spezielle Ausprägung menschlichen Denkens darstellt, die sich – je nach Perspektive und Umgebung – als Fähigkeiten oder Behinderungen zeigen kann. Ein angemessener Umgang mit den Trägern dieser autistischen Variante des Menschseins sollte immer den Autismus als Ganzes im Blickfeld haben, anstatt sich auf einzelne Aspekte zu konzentrieren.

Exkurs: Autistische Psychologie

Kommunikation gilt in aller Regel als der Bereich, in dem autistische Menschen ihre größten Schwächen haben. Je nach eingenommener Perspektive kann aber autistische Kommunikation auch als eine Stärke mit großem Potenzial angesehen werden. Ob sie als Defizit oder Befähigung in Erscheinung tritt, hängt in nicht zu vernachlässigender Weise von der Umgebung ab, in der sich die Menschen befinden und mit der sie kommunizieren.

Die Erfahrung, von Kindheit an in dem Spannungsverhältnis zweier so unterschiedlicher Welten zu leben, stellt in meinen Augen die wichtigste meiner „speziellen“ Fähigkeiten dar. Diese Erfahrung hat zu einer Fokussierung meiner Interessen auf ein ebenfalls wohl eher spezielles Themenfeld geführt, nämlich der Nahtstelle zwischen Mathematik und Psychologie. Mein Interesse für die Mathematik begleitet mich bestimmt, seit ich denken kann. Bereits in meiner Vorschulzeit habe ich für die Gesetzmäßigkeiten der Rechenregeln interessiert und in der Grundschulzeit kam ein Interesse für Astronomie dazu. Dabei interessierte mich das (Er-)Finden von Formeln, das Erstellen von Tabellen und Berechnen ihrer Inhalte. Zwischen meinem zwölften und vierzehnten Lebensjahr drängte sich der Umstand in den Vordergrund, dass ich mich von den anderen Menschen sehr grundlegend zu unterscheiden schien und auch offensichtlich anders funktionierte als sie. In dieser Zeit fing ich auch an, mich alleine und isoliert zu fühlen; bis dahin hatte ich mich für andere Menschen nicht interessiert und fand das auch sehr natürlich so. In der Zeit nach meinem 12. Geburtstag machte sich – nicht zuletzt auch durch einige konkrete Erlebnisse ausgelöst – das Gefühl breit, dass in meinem Leben sehr grundlegend etwas nicht stimmte. Ich kam mir vor, wie ein Alien, der eigentlich in eine andere Welt gehörte; ein Gefühl, das bis heute geblieben ist. Diese Auseinandersetzung brachte mich recht schnell zur Psychologie, wo ich nach kurzer Zeit die Psychoanalyse entdeckte, die mich faszinierte, weil ich leicht einen logischen Zugang zu ihr finden konnte. In dieser Zeit, vermutlich als ich 14 bis 16 Jahre alt war, entstand die streckenweise zur Obsession gewordene Idee, mir die menschliche Psyche mit Hilfe der Mathematik zu erschließen. Allerdings dauerte es noch einige Jahre, bis ich dieses Projekt tatsächlich voranbringen konnte. Erst im Mathematikstudium lernte ich in der Algebra strukturbasierte Ansätze der Mathematik kennen, mit deren Hilfe ich semantische Felder, wie eben die Psychoanalyse, modellieren konnte. Während diesem Studium hatte ich auch einen sehr fruchtbaren Kontakt mit den Schriften Jacques Lacans, dessen strukturalistischer Ansatz die Brücke zur Mathematik vervollständigte. Die strukturalistische Methode, die ich bei Jacques Lacan und Claude Lévi-Strauss kennen lernte, eröffnete mir zusammen mit den Mitteln der Algebra diskreter Strukturen, insbesondere auch nicht-fundierter Strukturen, einen Zugang zu diesem Bereich, in dem sich

Mathematik und Psychologie überlappen. Auf diese Weise konnte ich die beiden Säulen meiner Interessensgebiete miteinander vereinen.

Interessanter Weise fällt in diese Zeit (das Hauptstudium der Mathematik, als ich Anfang Dreißig war), mein „autistisches Coming-out“. Meine „Interessensdualität“ äußerte sich zu dieser Zeit auch darin, dass ich mein Mathematikstudium hauptsächlich durch heilpädagogische Jobs finanzierte. Da hatte ich auch meine ersten Berührungen mit dem Thema Autismus: Zum einen, indem ich autistische Kinder (Kanner-Syndrom) kennen lernte und auch bemerkte, dass nicht nur ich sehr gerne mit ihnen arbeitete, sondern auch sie mich besonders zu mögen schienen. Zum anderen, weil ich von Arbeitskolleginnen das ein oder andere Mal zu hören bekam, ich würde ihnen „irgendwie autistisch“ vorkommen – was allerdings nicht als Kompliment gemeint war. Zugleich fiel mir bei meinen Beschäftigungen mit Mathematik und Psychoanalyse zunehmend auf, dass mein Unbewusstes durch und durch mathematisch funktionierte. Da ich – durch Lacans Psychoanalyse – wusste, dass dies bei allen Menschen so ist, wurde mir aber klar, dass, anders als ich, Menschen ihr Unbewusstes und damit ihr „ich“ keineswegs als mathematisch wahrnehmen. Meine Wahrnehmung wurde ein paar Jahre später durch meine Arbeit mit Computern bestätigt, wo ich merkte, dass ich – ganz natürlich – mit Computern so kommunizierte, so wie nicht-autistische Menschen mit anderen Menschen kommunizieren. Mathematik, Psychoanalyse, Autismus und Computertechnologie verbinden sich in meiner Biographie zu einem sinnhaften Ganzen und bilden – bildhaft gesprochen – den Boden, auf dem ich und meine Theorien sich befinden.

Ich bin ebenso wie Temple Grandin davon überzeugt, dass das Verhältnis von Sprache und Denken einen grundlegenden und vielleicht sogar trennscharfen Unterschied zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen darstellt. Bei nicht-autistischen Menschen sind Sprache und Denken untrennbar miteinander verwoben. Das weiß ich nicht aus eigener Erfahrung, sondern weil dies eine – meist unausgesprochene – Prämisse für die Psychoanalyse darstellt. Die von Freud herausgearbeiteten Grundstrukturen menschlicher Psyche, insbesondere aber auch das Unbewusste, machen ansonsten nur wenig Sinn. Auch in der neuzeitlichen, westlichen Philosophie ist diese versteckte Grundan-

nahme häufig zu finden und die gängigen Missverständnisse bezüglich der Spiegelneuronen bauen meistens darauf auf, die Identität von Sprache und Denken als Grundprinzip zu verallgemeinern. Erst mit der Identifizierung von Sprache und Denken wird die Verschränkung von Gesellschaft und Individuum, wie sie in den heutigen westlichen Gesellschaften üblich ist, verständlich: Durch sie durchdringen sich nämlich gesellschaftliche Strukturen, wie sie als sprachliche Strukturen repräsentiert sind, und das, was Menschen in sich wahrnehmen, nämlich das Denken, gegenseitig. Diese Verschränkung wirkt wie ein Hohlspiegel, der beides, gesellschaftliche bzw. kulturelle Strukturen und die Selbstwahrnehmung des Individuums, in ein und dieselbe Sphäre projiziert. Dies habe ich in dem Anhang zur semantischen Spiegelung näher ausgeführt.

Für Nicht-Autisten ist Sprache das Medium

- in dem sich Menschen gegenseitig spiegeln
- des Unbewussten und des „Ichs“
- in dem soziale Ordnungen und Machtverhältnisse geregelt werden



Für Autisten ist Sprache dagegen

- ein Mittel zum Informationsaustausch
- eine formale Struktur
- lediglich ein Aspekt des „Ichs“

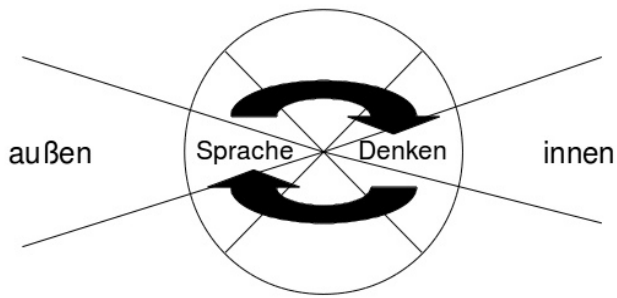
Ich dagegen habe beide Sphären, die der gesellschaftlichen Strukturen und die meiner Selbstwahrnehmung immer als sehr unterschiedlich und deutlich voneinander getrennt wahrgenommen. Genauso wie ich auch immer Sprache und Denken, das für mich eine sinnliche Qualität hat, als voneinander deutlich getrennt wahrgenommen habe. Diese Trennung empfinde ich als ein Dasein in zwei Welten, einer Welt, die sich kommunizieren lässt und in gewissen Rahmen auch Interaktionen mit anderen zulässt, und eine, in der es außer mir

selbst niemanden gibt. Auch eine Psyche mit einer klaren Trennung von Sprache und Denken lässt ein semantisches Spiegeln zu, aber eines, bei dem Original und Spiegelbild sich immer in getrennten Sphären aufhalten und eine Verwechslung oder Identifikation von beidem ausgeschlossen ist. Dies ist ein Aspekt, der bei den Missverständnissen zwischen Autisten und Nicht-Autisten meines Erachtens nicht vernachlässigt werden sollte, dass nämlich beide Seiten in der Kommunikation unterschiedliche Erwartungen aneinander haben: Nicht-autistische Menschen erwarten, dass sich ihr Gegenüber wie ein Wesen verhält, das sich in derselben Welt befindet wie sie selbst. Autisten erwarten dagegen genau das Gegenteil und gehen davon aus, dass sich ihr Gegenüber – wie sie selbst – in einer Welt befindet, die von der eigenen so klar getrennt ist, wie ein Spiegelbild von seinem Original. So entstehen dann leicht Situationen, in denen sich Autisten schlicht missverstanden und ihre nicht-autistischen Gesprächspartner „zum Narren gehalten“ fühlen, weil letztere in ihre Partner Intentionen hineinlesen, die nicht vorhanden sind, und erstere solche gar nicht erst wahrnehmen.

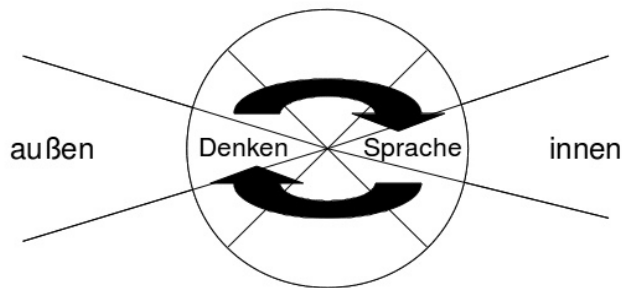
Wenn Autisten untereinander kommunizieren, entstehen solche Irritationen, wie sie durch derart unterschiedliche Erwartungshaltungen erzeugt werden, in der Regel nicht. Es würde mich nicht wundern, wenn dieser Umstand geeignet wäre, einigermaßen trennscharf Autismus zu diagnostizieren.

„Die autistische Wortwörtlichkeit [hält] denjenigen den Spiegel vor, die eifrig 'intentionalisieren'. Hier macht das Gespür für unterschwellig mitgeteilte Intentionen uns einmal alle zum Narren.“

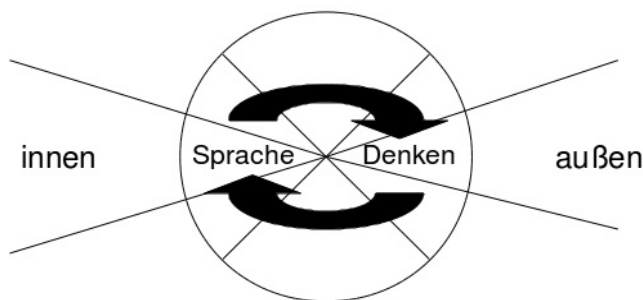
Uta Frith: Autism and Asperger syndrome, 1991



Bei nicht-autistischen Menschen sind Sprache und Denken miteinander verschränkt. Sowohl „von außen“ als auch von einer Innenperspektive wird immer eine Überlagerung von beidem wahrgenommen, sodass beides als identisch erscheint.

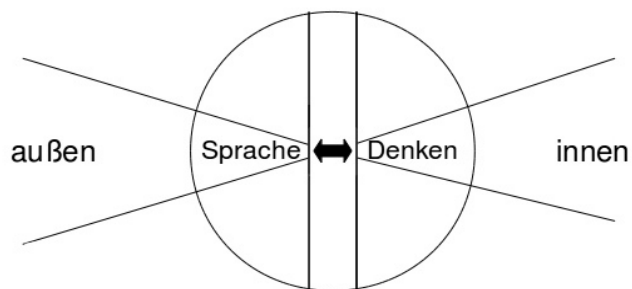


Sprache und Denken lassen sich daher auch in diesem Modell nicht getrennt lokalisieren. Daher ist das Modell als Überlagerung der drei Bilder links zu verstehen.



Ebenso wenig wie Innen und Außen, die in analoger Weise miteinander verschränkt sind. Eine derartig strukturierte Psyche wirkt auf andere wie ein Hohlspiegel, der das Bild in dieselbe Sphäre abbildet, in der sich das Urbild befindet. Man befindet sich sozusagen in derselben Welt.

Bei autistischen Menschen findet eine solche Verschränkung nicht statt. Sprache und Denken bleiben getrennt, ebenso wie Innen- und Außenwelt. Diese Trennung wirkt wie ein ebener Spiegel, der das Bild in eine andere Sphäre abbildet als das Urbild.



Anstelle des „Intentionalisierens“, das – im Idealfall – auf einer zutreffenden Theory of Mind basiert, setzen Autisten häufig die Logik. Eine Logik, die anders als die der semantischen Verschränkungen fundiert ist und – wo möglich – auch absolut auflösbar. Auch wenn dies in Hinblick auf Kommunikationssituationen mit nicht-autistischen Menschen eher hinderlich erscheint, stellt die Logik in gewisser Weise eine Verallgemeinerung der Theory of Mind dar, ähnlich wie die Mathematik eine Verallgemeinerung der Sprache darstellt. Auf diese Weise eröffnet sich für manche autistischen Menschen ein intuitiver Zugang zu Dingen, mit denen sie in analoger Weise wie mit Menschen kommunizieren können. Besonders vorteilhaft erweist sich eine solche Intuition im Umgang mit Computern. Die Art und Weise, wie autistische Menschen ihre Spiegelneuronen einsetzen, eignet sich richtig angewendet gut für den Umgang mit Objekten, während die Theory of Mind nicht-autistischen Menschen keinen intuitiven Zugang zu technischen Geräten ermöglicht. Umgekehrt führt die autistische Spiegelneuronenstrategie im Umgang mit Menschen häufig zu den beschriebenen Irritationen. Daher verwundert die Vorliebe vieler autistischer Kinder für Objekte nicht sonderlich.

Wenn autistische Menschen untereinander kommunizieren, stellen sich ähnliche Effekte ein wie im Umgang etwa mit technischen Geräten: Die Intuition liefert brauchbare, das heißt insbesondere nicht-irritierende, Zugänge zueinander. Meine ersten Kontakte mit autistischen Communities faszinierten mich besonders deswegen, weil ich es dabei mit Gruppen von Menschen zu tun hatte, die hinsichtlich sozialer Hintergründe, Alter, Geschlecht und anderer Merkmale extrem heterogen waren, in denen aber die Kommunikation sehr gut funktionierte. Es stellt sich in aller Regel innerhalb kürzester Zeit ein Gefühl von Vertrautheit und auch des Verstanden-werdens ein, das ich aus anderen, nicht-autistischen Gruppen überhaupt nicht kenne. Diese Kommunikation ist davon geprägt, dass das Gesagte und das Gemeinte identisch sind; verborgene Absichten gibt es hier nicht, genauso wenig wie die Versuche, solche bei anderen zu finden. Das stellt jetzt eine Idealisierung in sofern dar, dass autistische Gruppen dann so funktionieren, wenn allen in den jeweiligen Gruppen klar ist, dass sie sich in einem autistischen Kontext befinden. In der Regel stellt sich eine solche Klarheit recht schnell und intuitiv ein; autistische Kommunikation fühlt sich anders an

als nicht-autistische. Aber auch hier, wie in allen anderen Aspekten, die ich zur Sprache gebracht habe, gilt, dass Ausnahmen die Regel bestätigen.

Für die Arbeit mit autistischen Menschen mit dem Ziel, die eigenen Fähigkeiten kennen zu lernen, ergibt sich hieraus ein interessanter Ansatz: Autistische Gruppen funktionieren in weiten Teilen wie Balintgruppen. Das heißt, dass sich in den Gesprächen fast unmittelbar ein Höchstmaß an Offenheit einstellt und die Intentionen der Gesprächsteilnehmer von selbst für alle anderen offen „auf dem Tisch liegen“. Aus psychoanalytischer Sicht bedeutet das insbesondere, dass die Mechanismen der Übertragung und Gegenübertragung für alle unmittelbar erkennbar und damit wirkungslos sind. Vermutlich ist hierin der Grund zu suchen, warum Psychoanalysen für Autisten in aller Regel keinen therapeutischen Effekt haben. Anders als etwa Supervisionsgruppen, in denen ein gewisses Maß an psychoanalytischer Schulung und Erfahrung notwendig ist, um das gewünschte Maß an Offenheit zu erreichen, bedürfen autistische Gruppen eine solche Vorbildung nicht. Was sie benötigen, ist ein sicherer Rahmen, insbesondere einer, in der sich alle Teilnehmer vor Intentionalisierungen und versteckten Absichten sicher fühlen können, was der Fall ist, wenn alle Teilnehmer autistisch sind und sich gegenseitig auch so wahrnehmen. Dazu ist immer auch eine gewisse Strukturierung förderlich, damit die Themen sich nicht im Beliebigen verlieren.

Auf diese Weise kann das, was in der Regel als kommunikatives Defizit verstanden wird, schwach ausgeprägte Theory of Mind, direkte und konkrete Kommunikation, wörtliches Verstehen etc., sich als ungemeine Stärke zeigen. Dieses Defizit stellt in der richtigen Umgebung tatsächlich eine Fähigkeit dar, die obendrein als Selbstbefähigung autistischer Menschen wirkt. Der Austausch in autistischen Gruppen kann derartig bedeutungs- und wirkungsvoll sein, dass für manche Autisten ein einziges solches Treffen genügt, um spürbare Verbesserungen in der eigenen Lebenskonzeption hervorzurufen. Bei autistischen Menschen wurden durchaus und mehr als einmal solche Erfahrungen gemacht, dass – über die Fähigkeit zu einer besonderen Form der Kommunikation – autistische Menschen befähigt wurden, ihre Potenziale zu entfalten und in ihrem Leben umzusetzen.

Die richtige Umgebung zählt

Bereits in der Schule hatte ich das Gefühl, dass ich mich nicht in passenden sozialen Umgebungen aufhielt. Daher hatte ich mich schon zu jener Zeit auf die Suche nach Umgebungen gemacht, in denen sich meine soziale Positionierung einfacher gestalten sollte, als es etwa in der Schule der Fall war. Und tatsächlich fand ich solche Umgebungen in Nischen, die meistens von einem hohen Maß an Toleranz und einem offenen Menschenbild geprägt waren. Das waren beispielsweise subkulturelle Zusammenhänge, oder Zusammenhänge von behinderten Menschen, mit denen ich mehrere Jahre lang gearbeitet hatte, oder auch der mathematische Fachbereich an der Universität. Ich habe bei meinen Erfahrungen mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Umgebungen gelernt, dass es entscheidend von diesen abhängt, ob ich mich selbst als (sozial) behindert erlebe oder nicht. Zugleich hängt von diesen Umgebungen auch ab, ob ich meine Fähigkeiten zum Einsatz bringen kann oder eben nicht. Als Potenzial kann ich sozusagen das gesamte Spektrum zwischen behindert und (hoch-)begabt abdecken: Wo ich mich da, in diesem Spektrum, einordnen kann, hängt direkt von der Umgebung ab, in der ich mich befinde.

Autistisch geprägte soziale Umgebungen sind für Autisten eine einzigartige Möglichkeit, ihren Autismus nicht als Behinderung zu erfahren und auf diese Weise Zugang zu den Potenzialen zu finden, die mit ihrem Autismus auch verbunden sind. Solche Umgebungen haben nicht nur den Vorteil, dass sie weitgehend frei sind von sozialem Stress und Anpassungsdruck, durch den ja im Wesentlichen defizitäre Aspekte des Autistisch-Seins zum Vorschein kommen. Sie stellen auch Umgebungen dar, in denen autistische Menschen etwas tun können, was für nicht-autistische Menschen alltäglich, für Autisten aber ansonsten weitgehend unzugänglich ist, nämlich sich an den anderen wiederzuerkennen. Entsprechend autistischer Kommunikationsweisen, in denen die Logik die Rolle des Intentionalisierens übernimmt, ist dieses Wiedererkennen in der Regel sehr direkt und offen. Es sind soziale Umgebungen, in denen die eigenen Potenziale so zum Vorschein kommen, wie sie sind, weder überhöht noch unterdrückt. Autistische Menschen verfügen über ein immenses Selbstbefähigungs-

gungspotenzial, für das der nicht-autistische Blick weitgehend blind ist. Es ist daher Aufgabe der autistischen Menschen selbst, dies zu entfalten.

Die gängigen therapeutischen Ansätze im Autismusbereich konzentrieren sich auf Defizite und Schwächen in der Kommunikation und sozialen Interaktion autistischer Menschen. Dabei geraten sowohl der Blick für die Potenziale dieser Menschen als auch die große Bedeutung des sozialen Umfelds für ihre Funktionalität in den Hintergrund. Um aber die Potenziale und Fähigkeiten autistischer Menschen zum Vorschein zu bringen, sind gerade auch die Potenziale extrem hilfreich, die in den spezifisch autistischen Kommunikationsformen liegen. Das, was häufig als Defizit erscheint, wird im geeigneten Kontext zu einem sehr zentralen Potenzial, nämlich zur Grundlage für die Entwicklung der eigenen, oft sehr spezifischen Fähigkeiten. Es ist sicherlich sinnvoll für Autisten, zu lernen, wie nicht-autistische Kommunikation funktioniert, aber entscheidend ist am Ende das Entdecken der Möglichkeiten, die in den Eigenheiten autistischer Kommunikationsstile liegen.

Auf diese Weise ergeben sich nicht nur Möglichkeiten zur Steigerung der Funktionalität autistischer Menschen und ihrer gesellschaftlichen Integration. Es eröffnet auch Möglichkeiten zur Entfaltung von Potenzialen, die gerade für hochindustrialisierte Gesellschaften sehr wichtig sein können. Die Desintegration autistischer Menschen in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg stellt nicht nur eine schwierige Situation für diejenigen dar, die hier als „betroffen“ wahrgenommen werden. Sie ist obendrein ein Verzicht auf Sichtweisen, Fähigkeiten und Handlungsalternativen, die ja zugleich mit den Menschen ebenfalls desintegriert wurden. Da sich dies vor dem Hintergrund einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung darstellt, in der bestimmte Formen der Kommunikation und Interaktion als zunehmend grundlegend betrachtet werden, muss diese Entwicklung in die Betrachtungen zur Re-Integration autistischer Menschen mit einfließen. Auch Kommunikation und Interaktion sind schließlich Aspekte menschlicher Kultur, die einem „Zeitgeist“ unterliegen.

Es sollte sich auch für nicht-autistische Menschen die Frage stellen, ob sie wirklich in einer Welt leben möchten, in der autistisches Denken, autistische

Kommunikation und autistische Fähigkeiten keine oder nur sehr marginale Rollen spielen. Eine solche Welt ist am Ende eine sehr arme Welt, im schlechtesten Fall eine, in der wie in Huxleys „schöner neuer Welt“, der Schein über ein allzu tristes Sein regiert. Um nicht im Trend zunehmender Desintegration autistischer Menschen zu verbleiben, muss ein Autismusverständnis beides, sowohl Beeinträchtigungen wie auch Fähigkeiten, im Blick haben. Es muss beachtet werden, dass die (soziale) Umgebung entscheidend beeinflusst, ob Autismus als Behinderung oder als Begabung erscheint. Die Entwicklung und Entfaltung eigener Interessen spielt obendrein eine Schlüsselrolle für die Möglichkeiten der Stressbewältigung autistischer Menschen und ist in sofern auch ein direkter Indikator für deren Funktionalität. Hans Asperger und Leo Kanner haben mit ihrer Weitsicht den Grundstein für genau so ein Autismusverständnis gelegt; über sechzig Jahre nach ihren Veröffentlichungen ist es an der Zeit, dies wieder aufzugreifen.

„Es sind nicht unsere Fähigkeiten, die zeigen, wer wir wirklich sind, sondern unsere Entscheidungen.“

Harry Potter

Anhang 1: Empathie und Autismus

„Autismus heißt, es gibt keine Menschen“, hatte der autistische Hamburger Schriftsteller Axel Brauns einmal in einem Fernsehinterview gesagt. Mir ist dieser Satz nachhaltig im Gedächtnis haften geblieben, weil er sehr pointiert das beschreibt, was ich in meiner Kindheit erlebt habe – und wie ich es erlebt habe. Als Kind habe ich in der Tat keine Menschen wahrgenommen; alle Lebewesen waren im Wesentlichen gleichrangige Elemente einer Außenwelt, die sich sehr von meiner Innenwelt unterschied und mich daher nicht besonders interessiert hatte. Im Nachhinein betrachtet hatte ich ein sehr funktionales Verhältnis zu dieser Außenwelt: Ich lernte nach und nach, wie man mit ihr umgehen muss, damit sie wie erwartet funktioniert. Später, nachdem ich mit vielleicht 10 bis 12 Jahren anfang, einen über diese Funktionalität hinausgehenden Kontakt zu dieser Außenwelt aufzunehmen, war ich sogleich mit einem anderen und nicht weniger isolierenden Effekt konfrontiert: Ständig wurde mir mit aller Deutlichkeit vor Augen geführt, dass ich anders war als die anderen. Es gab im Grunde keine Form der Interaktion mit anderen Menschen, in der dieses Anderssein nicht implizit auch Thema war: In Form von Missverständnissen, merkwürdigen Reaktionen anderer Menschen auf mich oder auch direkten Ausgrenzungen und „Hänseleien“. Dieser Befund hat in mir das starke Gefühl genährt, einer anderen, nicht-menschlichen Spezies anzugehören, und dieses Gefühl ist bis heute geblieben.

Inzwischen ist zu diesem Befund die – zunächst tatsächlich rätselhafte – Feststellung gekommen, dass man als Autist auch umgekehrt in analoger Weise wahrgenommen wird. Wenn, wie in meinem Fall, eine Integration gelingt, dann ist es immer die Integration eines Aliens, eine Integration, die von einer gegenseitigen Respektierung der vorhandenen Unterschiedlichkeit geprägt ist. Daher erscheint es nicht wirklich verwunderlich, dass Autisten auch in der Forschung im Zentrum recht spezifischer Diskurse stehen. Wie kann es sein, dass ein Wesen, das aussieht, wie ein „normaler“ Mensch, derartig anders ist? Daraus ergibt sich eine interessante Konstellation, nämlich dass Autisten, die ihrer so grundsätzlich fremden sozialen Umwelt als Forschende begegnen, umgekehrt

oft, und nicht nur in wissenschaftlichen Kontexten, von dieser Umwelt als Forschungsobjekte betrachtet werden. Es ist auf jeden Fall aber so, dass die Schwierigkeiten, die durch die unterschiedliche Art und Weise der Interaktion zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen auftreten, auf beiden Seiten bestehen und wahrgenommen werden. Und auf beiden Seiten lösen diese Schwierigkeiten ein unüberwindbares Gefühl des Befremdens aus. Ich nenne diesen Effekt „doppelte Isolation“, weil aus autistischer Sicht die Isolation nur zu einem Teil aus den Verständnisproblemen mit einer nicht-autistischen Umwelt herrühren. Zu einem anderen Teil erwachsen sie aber auch aus der Art und Weise, mit der eine nicht-autistische Umwelt einem autistischen Wesen begegnet.

Aus autistischer Sicht stellt sich hier die Frage, ob dieser Blick, mit dem nicht-autistische Menschen versuchen, Autisten und Autismus zu verstehen, nicht hochgradig von dem geprägt ist, was – in einem sehr breiten Konsens – unter menschlicher Kultur und als Menschsein verstanden wird. Sind Menschen, die in einer solchen Weise aus gesellschaftlichen Strukturen ausgeschlossen sind wie Autisten, nicht auch zugleich Projektionsflächen für Ängste, Sehnsüchte und dergleichen? Das möchte ich versuchen, am Thema „Empathie und Autismus“ zu erörtern.

„Empathie“ ist ein Begriff, der in seiner heutigen Bedeutung erst seit den 1960er Jahren Eingang in einen allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat. Zunächst tauchte er im Wesentlichen in therapeutischen Kontexten auf, was wohl auch den Publikationen Carl Rogers zu verdanken ist. Umgangssprachlich wird „Empathie“ oft in der Weise, „sich verstehen, indem man eine Gleichheit erkennt“, verstanden, etwa in der Art, „Ich bin traurig, weil du auch traurig bist“. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, welche Gefühle genau empfunden werden, sondern welchen kommunikativen Ausdruck diese Anerkennung einer Gleichheit erhält. Es ist in der Tat genau diese Form der Übertragung, die Autisten in aller Regel schwer fällt. Sie fällt schon alleine deswegen schwer, weil – entsprechend meiner Eingangsüberlegungen – aus autistischer Sicht eine solche Gleichheit kaum naheliegend erscheint. Einem Angehörigem einer Minderheit, dem obendrein in nahezu jedem Akt der Interaktion diese Minder-

heitenposition deutlich gemacht wird, erscheint in der Kommunikation mit Mehrheitsangehörigen vordergründig etwas ganz anderes als die Vermutung einer grundsätzlichen Gleichheit. Bei der Lektüre wissenschaftlicher Arbeiten zum Thema Empathie oder auch Kommunikation und Autismus stelle ich oft mit einem großen Erstaunen fest, dass dieser – für mich sehr naheliegende – Aspekt der Minderheitenposition, die autistische Menschen in aller Regel innehaben, nicht berücksichtigt wird; oft wird er noch nicht einmal erwähnt.

In einem umgangssprachlichen Gebrauch wird Empathie gerne auch mit etwas wie „Mitgefühl“ oder „Einfühlungsvermögen“ gleichgesetzt. Das hat den Effekt, dass dadurch einem als autistischer Mensch, in der These, nicht empathiefähig zu sein, ein echtes Stigma anhaftet. Doch Mitgefühl bedeutet etwas ganz anderes als das, was Carl Rogers mit „Empathie“ bezeichnet. Mitgefühl ist ein deutlich religiös gefärbter Begriff und bedeutet beispielsweise im Buddhismus, wo er auch als „ichloses Mitleiden“ konzipiert ist, den starken Wunsch, dass Lebewesen von Leiden befreit werden. Er bedeutet insbesondere im Buddhismus auch die Erkenntnis, dass Leiden nicht individualisierbar ist – und das ist eine Erkenntnis, kein „empathischer Effekt“. Es stellt sich also hier die Frage, benötigt man Empathie, um Mitgefühl mit anderen Wesen zu haben? Es stellt sich weiterhin die Frage, ob nicht „Empathie“ für etwas steht, was einem Wunschenken und einer Sehnsucht entspricht, die einer sich immer weiter individualisierten Gesellschaft entspringt. Ist das, was das Menschsein, so wie es sich weltweit darstellt, tatsächlich von Mitgefühl geprägt?

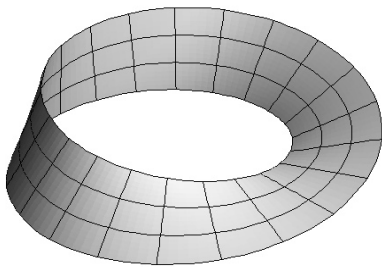
Ob die Spiegelneuronenfunktionen bei Autisten ebenso ausgebildet sind wie bei nicht-autistischen Menschen oder Makaken, erscheint fraglich.



Meine Erfahrung mit autistischen Menschen zeigt sehr deutlich, dass Autisten durchaus Mitgefühl empfinden können. Durch die häufig vorhandene eigene Erfahrung der Ausgrenzung und Diskriminierung sind sie in diesem Bereich sogar besonders sensibilisiert. Das entspricht auch durchaus Ergebnissen von wissenschaftlichen Forschungen, die in den letzten Jahren in diesem Feld getätigt wurden. Darin zeigt sich nicht nur, dass Autisten keineswegs weniger Mitgefühl empfinden können als nicht-autistische Menschen, es zeigt sich auch, dass sich Unterschiede ausschließlich im Bereich der „kognitiven Empathie“ aufzeigen lassen, nicht aber im Bereich der „affektiven Empathie“. Die Unterscheidung zwischen kognitiver und affektiver Empathie stammt aus den 1980er Jahren. Während die „affektive Empathie“ eher dem entspricht, was auch als Mitgefühl gefasst werden könnte, beschreibt die „kognitive Empathie“ eher den Empathiebegriff, den Rogers intendiert hatte. Letzterer ist ein sehr schwer zu fassender Begriff, weil er letztendlich auf kommunikative Effekte beruht, die ihre Grundlage einzig und alleine aus einem wechselseitigen Bestätigen beziehen können. Die Vermutung, man könne sich in das psychische Erleben eines anderen Menschen hinein versetzen, lässt sich nicht nur nicht überprüfen, es ist im Grunde völlig belanglos, ob es tatsächlich so ist, ja sogar sehr unwahrscheinlich, dass es so ist. Entscheidend ist dabei eine kommunikative Wechselseitigkeit, die in der Lage ist, den Schein eines solchen Sicheinfühlens herzustellen und zu wahren. Dadurch wird eine Wirklichkeit hergestellt, die ausschließlich in der und durch die Kommunikation besteht. Genau an einer solchen – scheinhaften – kommunikativen Situation scheitern viele autistische Menschen in der Tat.

Sie scheitern allerdings nicht, wenn es um Dinge wie Einfühlungsvermögen oder Mitgefühl geht. Oft geht es hierbei sogar um einen sehr weiten Begriff des Mitfühlens, einem, der dem des Buddhismus in manchen Aspekten recht nahe ist. Es ist ein Mitfühlen, dessen Ziel nicht unbedingt darin liegt, diesem Mitfühlen einen geeigneten Ausdruck zu verleihen, der dann als „empathische Teilnahme“ interpretiert werden kann. Autistisches Mitfühlen ist eher darauf aus, Wege zu suchen, Leiden zu beenden, was in manchen Situationen irritierend auf nicht-autistische Menschen wirken kann. Wie Uta Frith bemerkenswerterweise auch schon in den 1980er Jahren aufgezeigt hat, verschwimmen bei au-

tistischen Menschen manche derjenigen psychischen Formen, die als „eigene Psyche“ empfunden werden. Das Innere kehrt sich so quasi zum Äußeren und umgekehrt. Das heißt, sie nehmen Aspekte der Psychen anderer Menschen viel direkter wahr, als es nicht-autistische Menschen tun. Dadurch sind sie ihnen aber auch in einer ebenso direkten Weise ausgeliefert. Daher die Überempfindlichkeit gegenüber starken emotionalen Äußerungen anderer, die viele Autisten zeigen.



Das Möbiusband ist eines der Symbole der autism-awareness-Bewegung. In ihm sind Innen- und Außen-seite ein und dasselbe.

Grundsätzlich sind viele autistische Verhaltensweisen vielmehr dadurch zu erklären, dass Autisten zu viel wahrnehmen und Mechanismen finden müssen, sich vor diesem Zuviel an Input zu schützen. Viele Elemente „normaler“ zwischenmenschlicher Interaktion sind auf vorhandene psychische Barrieren und Filter zwischen den Menschen angewiesen, um adäquat verarbeitet werden zu können. Fehlen diese Filter und Barrieren, so erscheinen „normale“ zwischenmenschliche Interaktionen als derartig heftig, grob und unerträglich, dass autistische Menschen sich aktiv davor schützen müssen. Das trifft insbesondere auch einige Aspekte der Sprache, bzw. des „gewöhnlichen“ Sprachgebrauchs. Der ist darauf ausgelegt, eben nicht nur Informationen auszutauschen, sondern auch, das eigene soziale Umfeld zu manipulieren, die Aufmerksamkeit anderer Menschen zu beeinflussen etc. Auch hier sind bestimmte autistische Reaktionen, bis hin zum kompletten Verzicht auf den Gebrauch von Sprache, als Ausdruck einer Sensibilität zu deuten, die weit über das „Normale“ hinausgeht. Dazu kommt noch der Aspekt, dass Sprache als Mittel der eigenen sozialen Positionierung von autistischen Menschen nicht oder nicht richtig verstanden werden kann, weil ihre psychische Konstitution nicht der der Mehrheitsgesellschaft entspricht.

All dies sind Faktoren, die deutlich machen, wie Autisten auch in Hinsicht von Empathie, Einfühlungsvermögen oder Mitgefühl anders empfinden und reagieren als Nicht-Autisten. Dies aber auf die These herunter zu brechen, Autisten seien nicht empathisch, greift viel zu kurz und ist schlicht falsch. Dies ist in der Tat eine sehr bequeme These, weil sie einen kritischen Blick auf die Funktionsweise einer nicht-autistischen Gesellschaft nicht erforderlich macht. Um aber autistisches Kommunikationsverhalten zu verstehen, ist aber ein kritisches Verständnis der Kommunikation in sozialen Kontexten unabdingbar. Wiederum möchte ich hier die These aufstellen, dass hier insbesondere der unvoreingenommene Blick auf verschiedene Weisen des menschlichen Interagierens absolut notwendig ist, um zu vernünftigen und zufriedenstellenden Ergebnissen zu kommen.

Wenig hilfreich sind dagegen Forschungsbeiträge, die versuchen, kommunikative Situationen, die sich, wie eben beschrieben, zwischen Schein und Wirklichkeit befinden und obendrein allenfalls im Rahmen einer dynamischen Logik erklären lassen, auf mechanistische Vorgänge zu reduzieren. Solche Versuche erinnern doch zu sehr an eine Wissenschaft, wie sie im 19. Jahrhundert betrieben wurde. Zur Illustration möchte ich etwa die pointierten Arbeiten des Ethnologen Fritz Kramer anführen, etwa die „Verkehrten Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts“. Hierin zeigt er auf, wie die ethnologische Forschung des 19. Jahrhunderts am Ende statt der beforschten Völker ihre eigenen Vorurteile darstellt. Viele Forschungen mit autistischen Menschen, insbesondere diejenigen, die zu einfachen Antworten neigen, zeigen durchaus auch eine solche koloniale Perspektive: Autisten werden oft so beforscht, wie vor 150 Jahren „fremde Kulturen“ erforscht worden sind. Im Endeffekt spiegeln diese Forschungen und ihre Ergebnisse die Einstellungen und Vorannahmen der Forschenden wieder – auf jeden Fall wesentlich eher als die Erforschten selbst. Nicht zuletzt auch deswegen, weil zu erwarten ist, dass die beforschten Autisten sich in aller Regel bemühen werden, den – vielleicht auch vermeintlichen – Erwartungen, die an sie gestellt werden, zu entsprechen. Der Artikel „Der blinde Spiegel Autismus“ von Vilayanur S. Ramachandran ist manchmal mit einem Bild eines Jungen versehen, der vor einem Spiegel steht. Der Spiegel auf dem Bild aber ist zerbrochen und deshalb „blind“ – man könnte das

auch verstehen als ein Sinnbild für das zerbrochene Verhältnis von autistischen und nicht-autistischen Menschen, die sich gegenseitig als Forschende begegnen. Der Spiegel stellt in diesem Bild allerdings nicht den Autismus dar, sondern die Vorurteilsstrukturen der Forschenden. Diese Situation, die jeder autismusbezogenen Forschung inhärent ist, zu erkennen und zu verstehen, muss als essentiell angesehen werden.



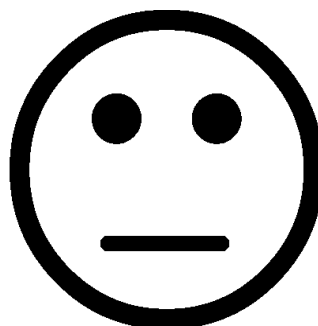
„Bei Autisten wird der andere kein Teil des Selbst, er bleibt reine Außenwelt“ *Giacomo Rizzolatti*

Dieses Zitat bezieht sich auf einen zu dem Affenexperiment analogen Versuchsaufbau (mit Schokolade statt Erdnüssen). Dabei wird die Aktivität der Mund- und Gesichtsmuskulatur gemessen. Die Versuche werden jeweils mit einem autistischen und einem nicht-autistischen Kind durchgeführt. Als Ergebnis zuckt die Muskulatur des nicht-autistischen Kindes bereits, wenn es die Schokolade greift, bzw. wenn es das andere Kind beim Greifen beobachtet. Die Muskulatur des autistischen Kindes wird erst bei der eigenen Aktion tätig; kurz vor dem Essen der Schokolade. Wird hierbei Empathie gemessen?

Allzu leicht geschieht es also, dass Autisten zu einer Projektionsfläche werden, die einem unbedarften, nicht-autistischen Beobachter wahlweise seine Sehnsüchte, Vorurteile, Defizite und ähnliches zurückwirft. Gerade die Weigerung vieler autistischer Menschen, „zwischen den Zeilen“ zu kommunizieren, lässt jede Menge Platz für Projektionen. Einer Forschung aber, die ernsthaft etwas über Autismus erfahren möchte und die obendrein sich auch nicht den Vorwurf gefallen lassen möchte, zu diskriminieren, sei angeraten, diesen Aspekt der Forschung nicht aus den Augen zu verlieren. In diesem Sinne lässt sich von autistischen Menschen einiges lernen, sind doch die meisten von ihnen durchaus darin geübt, mit und über Wesen zu forschen, die auf andere Weise kommunizieren als sie selbst. Es ließe sich obendrein auch lernen, Menschsein in seiner gesamten Unterschiedlichkeit zu akzeptieren, mit der es verbunden ist. Das heißt dann aber auch zu akzeptieren, dass es nie möglich sein wird,

diese Unterschiedlichkeit wirklich zu fassen, geschweige denn einzuebnen. Genau so wenig wie sich ein Autist in einen Nicht-Autisten hinein versetzen kann, kann sich umgekehrt ein Nicht-Autist in einen Autisten hinein versetzen. Und das gilt wohl nicht nur für das Verhältnis zwischen autistischen und nicht-autistischen Menschen; hier findet lediglich eine Zuspitzung auf kommunikative Situationen statt.

Die Erfahrung hat gezeigt, dass als Erklärung für Autismus in keinerlei Hinsicht einfache Antworten möglich sind. Man kann beispielsweise davon ausgehen, dass Autismus in irgendeiner Weise vererbt wird, aber jeder Versuch, eindeutige genetische Faktoren zu finden, ist bislang gescheitert. Ebenso kann man sicher sein, dass Autismus mit hirnpfysiologischen Veränderungen einhergeht, aber auch hier finden sich fast so viele – zum Teil widersprüchliche – Befunde wie es Untersuchungen gibt. Daher halte ich auch Zusammenhänge zwischen Autismus und spezifischen Funktionsweisen von Spiegelneuronen etwa keineswegs für abwegig. Aber Antworten, wie Autisten würden diese nicht ausbilden, sind auch hier meines Erachtens nicht zu erwarten. Alleine schon deswegen, weil es trotz intensiver Bemühungen bislang keinen wissenschaftlich haltbaren Befund gibt, der Autismus einfach als Defekt erscheinen lässt. Vermutlich wird man sich auch in Hinblick auf Zusammenhänge zwischen Autismus und Spiegelneuronen auf die ganze Komplexität dieser Thematik einlassen müssen, um zu sinnvollen Ergebnissen zu kommen. Mit einiger Wahrscheinlichkeit werden dies dann aber auch Ergebnisse sein, die die Wirkungsweise von Spiegelneuronen bei nicht-autistischen Menschen erhellen und auch hier zu neuen Erkenntnissen führen werden.



Anhang 2: Semantisches Spiegeln

„Stellen wir aber diese Identität [des Subjekts mit sich selbst] in Frage, so verliert der Begriff des Subjektes überhaupt seinen Sinn. Wir verwandeln uns dann von Subjekten wieder in Menschen und befinden uns so mit einem Schlage wieder in der wirklichen Geschichte. [...] Wenn alles, was wir überhaupt erfahren können, im Horizont der Zeit erfahren wird, so ist alle Erfahrung notwendig immer Erfahrung von Geschichte.“

Georg Picht, Gegenwart und Geschichte, 1993

Als Sphäre des Gleichzeitigen ist die Gegenwart der zeitliche Aspekt der Identität. Die Deutung des Personalen als etwas, was der zeitlichen Entwicklung enthoben ist, verschließt somit die Erfahrung des Geschichtlichen insgesamt. Eine Gesellschaft, die sich als der Geschichte enthoben versteht, steht folglich immer auch am Abgrund des Unwirklichen. Auch dies ist ein notwendiger Aspekt der Verschränkung von Wirklichkeit und dem Erleben der eigenen Person. Um dies ein wenig zu vertiefen, versuche ich, die Struktur von Erkenntnissituationen zu erörtern, die sich logisch nur in der Kommunikation mit anderen auflösen lassen.

Eine solche Situation ist unten schematisch dargestellt. O und X stehen dabei für zwei binäre Eigenschaften, die nur an anderen, nie an sich selbst beobachtet werden können. Die Frage ist die nach der Eigenschaft, die man selbst trägt. Der mit Z bezeichnete Fall, dass alle das Merkmal X tragen, sei ausgeschlossen. Im Fall D weiß daher diejenige Person, die vier Mal das Merkmal X bei den anderen sieht, dass sie das Merkmal O haben muss. Sie weiß es unmittelbar und würde daher sofort reagieren. Im Fall C wissen die beiden mit „!“ versehenen Personen, dass eine Person drei Mal das Merkmal X sehen und unmittelbar reagieren muss, wenn sie das Merkmal X hätten. Sie wissen also in

einem zweiten unmittelbaren Schritt dass sie das Merkmal O tragen. Im Fall B schließen die mit ! versehenen Personen in einem dritten unmittelbaren Schritt, dass ebenfalls eine unmittelbare Reaktion erfolgen müsste, würden sie das Merkmal X tragen. Es bleibt also der Fall A übrig, in dem alle das Merkmal O tragen. Und alle können es erkennen, weil es zu keiner unmittelbaren Reaktion in einem endlichen Schritt kommt. Dies wird allerdings erst nach dem Verstreichen einer Zeit deutlich, die von allen nicht mehr als unmittelbar empfunden wird. Um diese logische Gewissheit zu erlangen ist also ein Zögern, eine echte Zeitperiode, notwendig. Eine Periode, die vielleicht dem Augenblick, jenem „wunderbaren Etwas“, wie es Platon im „Timaios“ nennt, zu Grunde liegt.

A	O	O	O	O	OOO	OOO	OOO	OOO
B	O	O	O	X	OOX !	OOX !	OOX !	OOO
								O, da sonst C oder D
B'	O	O	O	X	OOX	OOX	OOX	OOO !
								O, da sonst B (Widerspruch)
C	O	O	X	X	OXX !	OXX !	OXX	OXX
								O, da sonst D
C'	O	O	X	X	OXX	OXX	OXX !	OXX !
								O, da sonst C (Widerspruch)
D	O	X	X	X	XXX !	OXX	OXX	OXX
								O, da sonst Z
D'	O	X	X	X	XXX	OXX !	OXX !	OXX !
								O, da sonst D (Widerspruch)
Z	X	X	X	X	XXX	XXX	XXX	XXX
								ausgeschlossen

Links sind die Merkmale der Träger zu sehen (**O** oder **X**), rechts das, was sie jeweils (an den anderen) sehen. Die mit „!“ versehenen Perspektiven erzwingen eine unmittelbare Reaktion. B', C', D' erzeugen einen Widerspruch, falls keine *unmittelbare* Reaktion erfolgt.

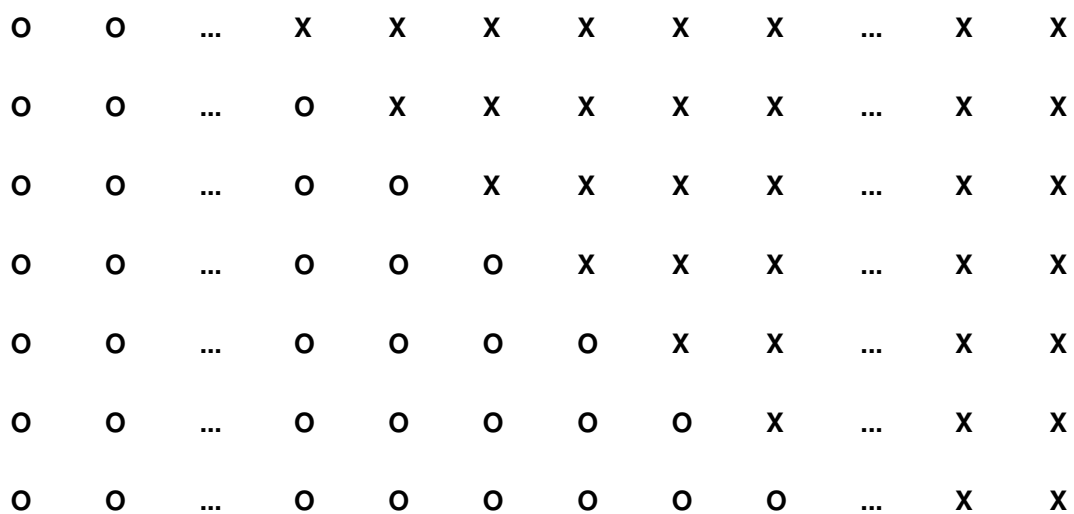
Das hier skizzierte Beispiel stammt von Jacques Lacan, (Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma, 1945), der es unmittelbar nach dem Sturz des Vichy-Regimes veröffentlicht hat. Eine solche

Art der Logik setzt eine Theory of Mind voraus, in dem Sinne, dass die Beteiligten antizipieren müssen, wie andere eine Situation beurteilen. Insbesondere setzt sie eine Imagination der eigenen Person in eine „äußere Wirklichkeit“ voraus. Die Beteiligten müssen eine Vorstellung davon haben, wie sie von den anderen gesehen werden. Obendrein muss dabei auch jeder einzelne logische Schritt tatsächlich nachvollzogen werden, um die Auflösung insgesamt zu ermöglichen; eine einzige „logische Lücke“ bringt sozusagen das gesamte Konstrukt zum Einsturz. Jeder einzelne logische Schluss wirkt daher wie ein Schalter, mit dem sich die hier erzeugte Wirklichkeit ein- oder ausschalten lässt. Die am Ende gefundene Wahrheit stellt sich als außerordentlich fragil heraus.

Die geschilderte Situation und ihre logische Auflösung zeigt einen Zusammenhang zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit, der an eine Art Verschränkung zwischen beidem erinnert, ähnlich einer Verschränkung quantenmechanischer Zustände, bei der beide Seiten Wissen teilen, ohne dabei Informationen auszutauschen. In der Tat handelt es sich auch bei einer solchen Verschränkung um ein Merkmal, das Beobachtungen grundsätzlich innewohnt. Es ist in der Tat eine Form des Spiegels, wobei dieses Spiegeln nicht in einer geometrischen, sondern in einer semantischen Sphäre stattfindet.

Solche logischen Auflösungen sind ausschließlich in einer intersubjektiven Kommunikationssituation (wobei Kommunikation hier lediglich gegenseitiges Beobachten und Deuten der Reaktionen bedeutet) und nur als Auflösungen in der Zeit möglich. Die Zeit als intersubjektives Phänomen setzt solche logischen Erkenntnisstrukturen voraus; sie wird auf diese Weise erzeugt. Auch eine (permanente) Herausbildung des Selbst lässt sich als ein solches kollektives logisches Problem verstehen. Ein solches Modell ist in der Lage, die tiefe Verwurzelung der Individuen in ihren gesellschaftlichen Zusammenhängen aufzuzeigen: Person und Wirklichkeit sind so ineinander verschränkt, dass sie einander bedingen; keines von beidem hat ohne das andere Bestand. Diese Verschränkung erzeugt als Effekt nicht nur ein individuelles Zeitempfinden, sondern auch die Zeit als Medium der Teilhabe an der Gemeinschaft.

Das aufgezeigte Modell einer schrittweisen logischen Auflösung setzt eine Fundierung voraus, die als „verbotener Zustand“ in dem Diagramm erscheint. Tatsächlich kann sich diese Fundierung weit außerhalb der Reichweite des Erfahrbaren befinden und somit de facto gar nicht vorhanden sein. Übrig bleibt eine logische Eskalation, die einmal zusammengebrochen nicht mehr ohne weiteres errichtet werden kann. Das personale Selbst, wie auch die Wirklichkeit, erscheint als sich selbst bestätigender Schein. Allerdings ein Schein, ohne den die Einheit der menschlichen Erfahrungen nicht denkbar wäre. Ohne ihn wären die Erfahrungen menschlicher Individuen auch nicht mehr austauschbar.



Eine logische Eskalation ohne Fundierung. Auch eine unbegrenzte Kette logischer Schlüsse liefert ein Ergebnis, allerdings eines, das keiner Überprüfung mehr standhält. Der Schluss ist am Ende ebenso gültig wie sein Gegenteil; was plausibel erscheint, ergibt sich aus – meist unausgesprochenen – Konventionen.

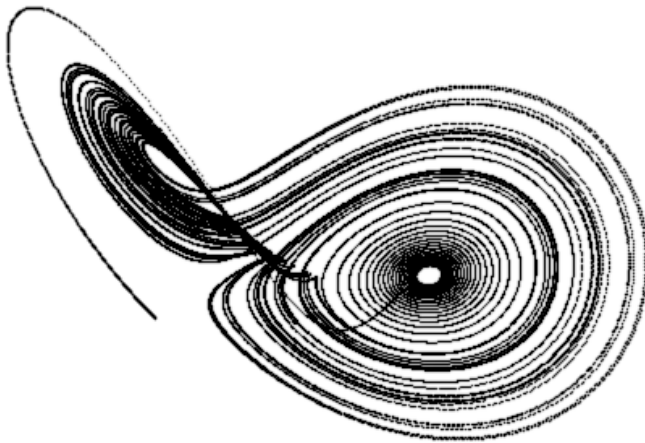
Als kommunikative Logik ist eine solche logische Struktur immer auch in einen Gesamtkomplex eingeordnet, der etwa auch mit dem korrespondieren kann, was sich dann als Syndrom zu erkennen gibt. Es stellt sich die Frage, ob sich nicht generell psychische Zustände als derartige Komplexe darstellen lassen, in denen unterschiedliche Aspekte des „In der Welt Seins“ eine Rolle spielen und auf unterschiedliche Weise miteinander verknüpft werden. Ein weiterer Aspekt dieses Zusammenhangs, den ich hier nicht allerdings weiter vertiefen möchte, findet sich in der Rolle, die Computertechnologie innerhalb einer sol-

chen semantischen Struktur spielen kann. Wirkt der Computer als technologischer Spiegel, in dem sich Person und Wirklichkeit aneinander konstituieren können, als eine Art psychoanalytisch wirksame Maschine?

Wird die Struktur der Selbstwahrnehmung als Person durch eine nur in der Zeit auflösbare Logik bestimmt, muss die Taktung der damit verbundenen zeitlichen Ordnung immer wieder synchronisiert werden. Das Außertaktgeraten des Selbst lässt sich so als Übergang zwischen verschiedenen „quasistabilen“ logischen Ordnungen verstehen, die sich im allgemeinen Fall als Lösungen deterministisch chaotischer Zustände in gekoppelten Systemen darstellen lassen und sich somit als Attraktoren dynamischer Systeme modellieren lassen. Solche Attraktoren stellen sich in aller Regel als Fraktale dar. Das heißt insbesondere, dass sie sich nicht geschlossen darstellen lassen, sondern immer nur annäherungsweise. Diese Annäherungen wiederum sind nur in der Zeit denkbar, in einer Zeit, die sich zwar nicht absolut messen lässt, deren Konkretisierungen aber miteinander korrelieren. Die Frage, ob ein bestimmter Punkt Teil des Attraktors ist, lässt sich also grundsätzlich nicht ad hoc, sondern immer nur in der Zeit beantworten. Damit sind solche fraktalen Strukturen immer auch historisch und das, was als Wirklichkeit erscheint, von dem zeitlichen Horizont der Darstellung abhängig. Dass solche Zusammenhänge zwischen logischen – und semantischen – Strukturen und Fraktalen nicht nur metaphorisch sind, wird auch dadurch deutlich, dass sich mathematische Semantiken in allgemeiner Form (das heißt lamdafreie Omegasprachen) als Attraktoren iterierter Systeme darstellen lassen. Die Mathematik ist dabei nicht nur bloße Gedankenspielerei, sondern zeigt das Potenzial all dessen, wessen Strukturen sie darstellt. Insbesondere auch der Kommunikation, sprachlicher Strukturen und des Unbewussten.

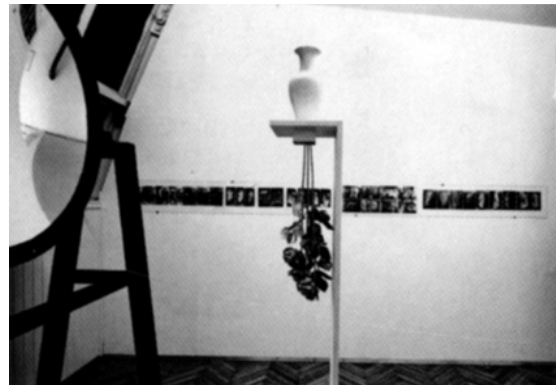
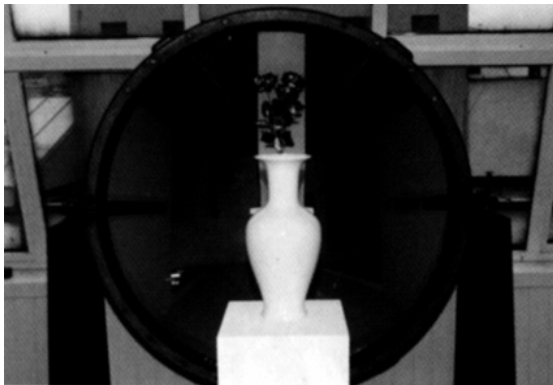
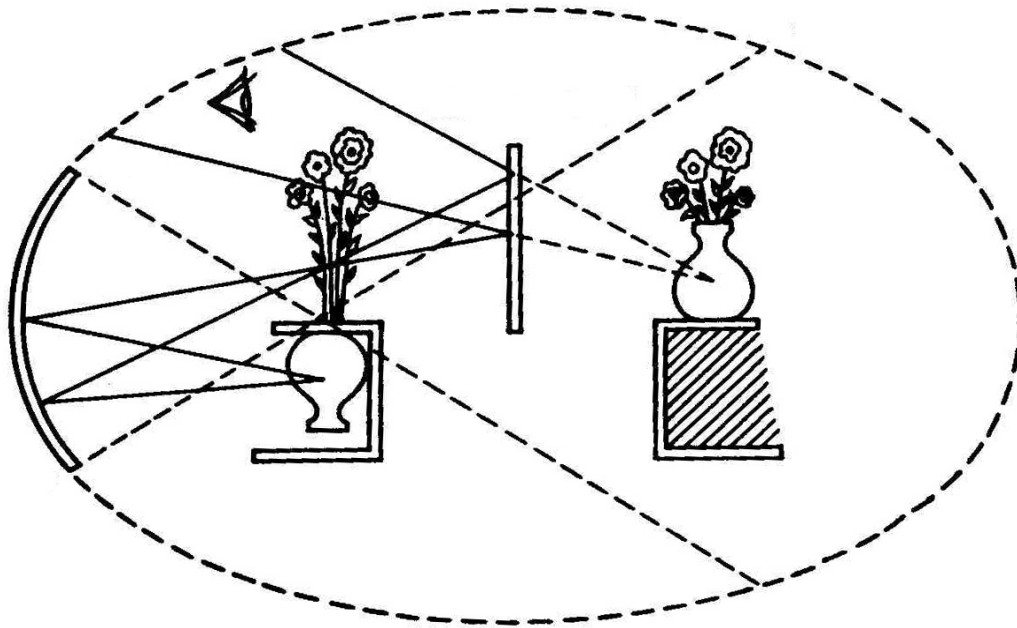
Fraktale sind allerdings mathematische Gebilde und keine physikalischen. Sie stellen, um eine etwas gewagte Analogie herzustellen, Aspekte des Denkens, auch des wissenschaftlichen Denkens dar, ähnlich wie durch bildgebende Verfahren neurologische Aspekte des Gehirns visualisiert werden. In jedem Fall geben sie eine Idee davon, auf welche komplexe Weise einzelne Elemente der Erfahrung, gerade auch der wissenschaftlichen Erfahrung, zusammenhängen

können – weit jenseits von monokausalen Erklärungsansätzen. Insbesondere zeigen sie, wie durch Veränderung eines Parameters ein ganzes System von einem quasistabilen Zustand in einen anderen „kippen“ kann. Die Verwerfungen, die sich dabei bilden, erstrecken sich nicht nur zwischen den einzelnen, logisch miteinander verknüpften Bereichen, wie Person, Wirklichkeit und Körper, sondern auch innerhalb dieser; insbesondere aber auch innerhalb der Zeit. Lacans Beispiel einer kollektiven logischen Struktur zeigt sich hier als eine Vereinfachung, da sich beliebig viele und unterschiedliche solcher semantischen Verschränkungen denken lassen.



Eine zweidimensionale Projektion eines Lorenz-Attraktors. Solche „seltsamen“ Attraktoren sind die „typischen“ Vertreter der Attraktoren dynamischer Systeme. Ihre Formen sind außerordentlich stabil, während sich ihre Strukturen im Detail auch auf kleine Veränderungen sehr empfindlich reagieren.

Da auf diese Weise gedacht Veränderungen der Zustände und Zustandsdarstellungen immer nur in der Zeit stattfinden können, zeigt sich hierin auch die Dynamik einer Geschichte, die nicht als lineare Bewegung in einem gegebenen Medium verstanden werden kann. Dass das, was wir heute als „Person“, „Bewusstsein“, „Wirklichkeit“ etc. verhandeln, so, wie wir darüber reden, nicht von einem Menschen verstanden worden wäre, der beispielsweise vor 200 Jahren gelebt hat, erscheint so als selbstverständlich. Die Geschichte ist grundsätzlich nicht wiederholbar; die Zeit, in der man lebt, stellt somit eine absolute Grenze der Erfahrung dar.



Der hohle Spiegel nach Jacques Lacan (oben als Skizze, unten zwei Ansichten eines Versuchsaufbaus, wie er im Psychoanalytischen Museum in Wien zu sehen gewesen ist). Das virtuelle (gespiegelte) Bild, die Blume in der Vase (links), erscheint als real, während das wirkliche Bild, die Blume unter der Vase (rechts), als surreal erscheint.

Anhang 3: autWorker-Workshops

„Autistische Fähigkeiten“

Das Thema „Berufseinstieg autistischer Menschen“ wird meistens nur unter dem Aspekt der Schwierigkeiten autistischer Menschen im ersten Arbeitsmarkt gesehen. Dabei stehen Schwierigkeiten in der Kommunikation und Sozialisation im Vordergrund, die als „typisch“ für autistische Menschen gelten. Ebenso „typisch“ für autistische Menschen sind aber auch bestimmte Fähigkeiten, die sich von „typisch nicht-autistischen“ Fähigkeiten deutlich unterscheiden. Das wurde bereits von Hans Asperger und Leo Kanner in den 1940-er Jahren beschrieben und durchzieht die Literatur zum Thema Autismus bis heute. Diese Kombination aus Schwierigkeiten in der Kommunikation, insbesondere dann, wenn es nicht um den bloßen Informationsaustausch geht, und spezifischen, ungewöhnlichen Fähigkeiten ist für Autisten charakteristische und stellt einen Schlüssel ihrer Integration in den regulären Arbeitsmarkt dar.

Dass dieser Aspekt erst seit kurzer Zeit überhaupt Berücksichtigung findet, hat nicht zuletzt damit zu tun, dass bestimmte Formen der „Zwischen-den-Zeilen“-Kommunikation so sehr in Mode gekommen sind, dass andere Aspekte menschlicher Fähigkeiten und Potenziale nur eher hintergründig wahrgenommen werden. Vielen Menschen ist auch schwer vorstellbar, wieso autistischen Menschen Dinge, beispielsweise „Smalltalk“ oder „geselliges Beisammensein“, schwer fallen, die ihnen selbstverständlich sind; warum autistische Menschen Aspekte des gesellschaftlichen Lebens ungemein anstrengend und unangenehm empfinden, die andere als angenehm und erholsam erleben. Die besonderen Fähigkeiten autistischer Menschen geraten dabei leicht aus dem Blickfeld. Dabei stellt dieser Aspekt der „verschütteten“, wenig wahrgenommen und weitgehend unverstandenen Potenziale autistischer Menschen einen Schlüssel zu ihrer Integration in den Arbeitsmarkt dar. Viele autistische Menschen, insbesondere die jüngeren, nehmen ihre eigenen Fähigkeiten nicht als solche wahr und müssen erst an diese herangeführt werden. Das ist hauptsächlich dadurch bedingt, dass autistische Menschen ihren Autismus fast nur als Behinderung

wahrnehmen und von ihrer Umwelt in dieser Wahrnehmung auch bestärkt werden.

Seit Mitte 2009 führt die autWorker eG daher regelmäßig Workshops „Autistische Fähigkeiten“ durch, die für alle autistischen Menschen offen sind. Bereits nach kurzer Zeit hat sich eine Workshopstruktur herausgebildet, die außerordentlich zielführend zu sein scheint. Im Wesentlichen geht es in diesen Workshops um den Austausch von Erfahrungen und um die Besinnung auf die eigenen Fähigkeiten und Interessen. Thematisch lassen sich hier drei übergeordnete Bereiche unterscheiden:

Entdecken und Kultivieren von Fähigkeiten und Interessen

Erkunden der förderlichen und hinderlichen Rahmenbedingungen

Darstellen der eigenen Fähigkeiten

Die Workshops „Autistische Fähigkeiten“ gründen auf Erfahrungen aus der Selbsthilfe autistischer Menschen, dass nämlich unter günstigen Voraussetzungen autistische Gruppen ein hohes Maß an Selbstbefähigungspotenzial bei ihren Mitgliedern aktivieren kann. Das hat nicht nur damit zu tun, dass autistische Menschen, wenn sie zusammenkommen, merken, dass sie sich in einem kommunikativ sicheren Rahmen aufhalten, der weitgehend frei ist von unausgesprochenen Regeln, versteckten Absichten oder nicht ausgedrückten Bewertungen. Es hat auch damit zu tun, dass die Kommunikation autistischer Menschen untereinander von einer Offenheit und Direktheit bestimmt ist, wie sie ansonsten, in nicht-autistischen Kommunikationssituationen, in aller Regel nicht vorkommen. Sind die notwendigen Voraussetzungen gegeben, stellt sich in autistischen Gruppen in aller Regel wie von selbst eine Gruppensituation ein, die etwa der von Balintgruppen gleicht, wie sie in Supervisionen im Idealfall entstehen kann. Nicht-autistische Menschen benötigen hierfür ein hohes Maß an Reflektiertheit und analytischer Erfahrung, um eine vergleichbar offene und effektive Gesprächssituation herstellen zu können, etwa in Form einer Ausbildung als Supervisor oder eben Psychologe.

Dieses hohe Maß an Offenheit und analytischem Tiefgang setzt ganz wesentlich voraus, dass alle Teilnehmenden die Kommunikationssituation als sicher wahrnehmen. In der Regel stellt sich dies von alleine ein, wenn alle Teilnehmenden sozusagen spüren, dass das kommunikative Umfeld des Workshops ihrer eigenen Kommunikationsweise entspricht. Insbesondere bedeutet eine solche Sicherheit eine Sicherheit davor, von anderen gedeutet oder – „unreparierbar“ – missverstanden zu werden, aber auch eine Sicherheit vor dem Gefühl, Teil einer sozialen Situation zu sein, die weitgehend unverständlich ist. Eine interessante Beobachtung in den Workshops ist, dass autistische Menschen in der Regel sehr schnell, innerhalb weniger Minuten, spüren, ob sie sich in diesem Sinne sicher fühlen oder nicht. Um die Workshops in Hinblick auf dieses Sicherheitsbedürfnis zu stabilisieren wurden ein paar Grundsätze entwickelt, an denen sich die Workshops orientieren; tatsächlich haben diese Grundsätze sich vielmehr aus den konkreten Situationen heraus entwickelt, da sie in der Regel den konkreten Bedürfnislagen der Teilnehmenden entsprachen:

- von Autisten zu Autisten
- strukturierter Einstieg – offener Ausgang
- rationale, nachvollziehbare Methoden
- individuelle Belange und Fragen im Vordergrund
- von den Fähigkeiten und Interessen ausgehend
- klare, definierte Ziele

In den ersten zwei Jahren der Fähigkeitenworkshops haben sich einige Aspekte gezeigt, die im Kontext dieser Workshops optimiert werden können. An erster Stelle steht hier die Erfahrung, dass gerade die Nacharbeitung der Workshops für die Teilnehmenden von außerordentlichem Nutzen sind. Diese Nacharbeitung wurde aber in diesem reinen Workshoprahmen den Teilnehmenden überlassen und nicht weiter unterstützt. Es zeigte sich auch, dass viele Teilnehmende zwar mehrere Workshops besuchten, diese aber nicht an aufeinander folgenden Terminen; hier war es manchmal schwer, eine Kontinuität der Arbeit in den Workshops herzustellen. Darüber hinaus wurde immer wieder das Be-

dürfnis geäußert, die in den Workshops erarbeiteten Fähigkeiten auch adäquat für Bewerbungen aufzubereiten. Auch dafür zeigte sich der Workshoprahmen nur bedingt als geeignet.

Um diese Aspekte besser in den Rahmen der Fähigkeitenworkshops zu integrieren, hatte die autWorker eG den Ansatz eines „Fähigkeitenportals“ entwickelt. Dieses sollte in erster Linie als Plattform zum Nacharbeiten der Workshopinhalte dienen, allerdings mit dem klaren Ziel, am Ende ein „Fähigkeitenprofil“ zu erstellen, das ergänzend zu den Bewerbungsunterlagen verwendet werden kann. Die Kombination von Workshops und Arbeit im Portal erfolgt idealerweise in einem „Dreischritt“: Eingangsworkshop, Arbeit im Portal, Feedbackworkshop. Das Portal beinhaltet im Kern drei Elemente: Eine auf die Zielgruppe zugeschnittene Community-Plattform, Möglichkeiten zum strukturierten Erarbeiten einzelner Aspekte im Zusammenhang mit den eigenen Fähigkeiten und die Möglichkeiten zur gezielten Diskussion ins Portal gestellter Inhalte.

Die autWorker eG hat im Rahmen eines Pilotsprojekts des Potsdamer Berufsbildungswerks zusammen mit Absolventen und Abgängern des Berufsbildungswerks die in den Workshops und im Portal verfolgten Ansätze erprobt und konzeptionell gefestigt. Die Erfahrungen, die hier viele Anregungen geliefert haben, haben sich in anderen Workshopzusammenhängen bestätigt. Die Teilnehmenden haben sich in der Regel sehr wenig mit ihren Fähigkeiten und Potenzialen auseinandergesetzt. Im Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit ihrem Autismus stehen viel mehr ihre Erfahrungen der Diskriminierung und Behinderung. Der Gedanke, in ihren autistischen Denk- und Wahrnehmungsformen Potenziale zu sehen, die insbesondere auch für den Eintritt ins Berufsleben genutzt werden können, ist ihnen nicht geläufig. Im Vordergrund stehen eine Fülle von Aspekten eines selbstständigen Lebens, von denen der Berufseinstieg nur einer ist. Der Einstieg in die Fähigkeitenthematik über die Interessen erweist sich als fruchtbar; ebenso die Verwendung verschiedener Variationen der „Erinnerungsmatrix“ und der Erfahrungsaustausch mit älteren und erfahreneren autistischen Menschen, von denen mehrere in den Workshops anwesend sein sollten. Die Workshops beginnen daher in der Regel mit den Interessen der Teilnehmenden:

Interessen und Fähigkeiten



Strukturierte Form (z.B. „Erinnerungsmatrix“)



Selbsteinschätzung



Feedback von den anderen, „von außen“

Der Bedarf, die eigenen Potenziale in Hinblick auf ihre Umsetzung und Entfaltung genau zu analysieren, ist außerordentlich hoch, da es einiger Lebenserfahrungen und Reflexionen bedarf, um dies alleine zu leisten. Dabei wird vor allen Dingen berücksichtigt, dass die richtige Umgebung für die Entfaltung der eigenen Potenziale außerordentlich wichtig ist. Autistische Menschen sind in dieser Hinsicht viel „anfälliger“ als nicht autistische Menschen. Für die Einschätzung der eigenen Fähigkeiten ist daher immer auch eine gute Einschätzung der Abhängigkeit der eigenen Möglichkeiten von der sozialen Umgebung und dem kommunikativen Umfeld notwendig:

Fähigkeiten und Potenziale einschätzen



förderliches / hinderliches Umfeld



soziales Erleben



Umgang mit Umbruchsituationen ...

Umgang mit Umbruchsituationen:

Das eigene Umfeld gestalten:

Anforderungen an ein förderliches Umfeld erkennen
Austausch von Erfahrungen mit anderen Autisten

Soziales Erleben reflektieren:

Gruppenerfahrungen erleben;
vor allem mit anderen autistischen Menschen

Mit Umbruchsituationen umgehen:

Erfahrungsaustausch mit anderen autistischen Menschen

Die entscheidenden Erkenntnisgewinne stellen sich durch einen Wechsel der Fragestellung nach den eigenen Fähigkeiten ein: Nämlich, wenn nicht mehr nach dem „was“ gefragt wird („Was sind die Fähigkeiten“), sondern nach dem „wie“ („Wie äußern sich die Fähigkeiten“). Die Teilnehmenden des Workshops begeben sich hier gemeinsam in einen Forschungsprozess, der den Kern eines autistischen Lebens und Erlebens zum Ziel hat. Hier findet dann eine „Autismusforschung von innen“ statt:

Interessen und Fähigkeiten in einer strukturierten Form



Selbsteinschätzung der eigenen Fähigkeiten und Potenziale:



„Was sind meine Interessen und Fähigkeiten?“



„Wie zeigen sich meine Fähigkeiten und Interessen?“



Fähigkeitenprofil

Bei der Frage nach dem „wie“ zeigen sich dann immer dieselben Fähigkeiten, die allen Unterschieden in den Interessen zum Trotz bei fast allen autistischen Menschen zum Vorschein kommen:

Befähigung zur logisch-deduktiven Analyse von Problemstellungen und Lösungsstrategien

Fähigkeit, über ein visuelles Gedächtnis instantan große Mengen an Informationen aufzunehmen

Fähigkeit, Details im Blick zu haben und als Muster zu verarbeiten

Befähigung zur umfassenden Planung durch visuelles Denken

Außerordentliche Kreativität und die Fähigkeit, sie zu kanalisieren

Befähigung zu ungewöhnlichen Problemlösungsansätzen

Es zeigt sich deutlich, dass das Themenfeld „autistische Fähigkeiten“ ein hohes Potenzial für die Autismusforschung vorweist und hier noch viele – teilweise sicherlich bislang unbekannte – Erkenntnisse zu erwarten sind. Die Workshops verbinden so konkrete Hilfestellungen bei der Integration in ein Berufsleben und damit auch in die Gesellschaft insgesamt mit einer Forschung über bislang weitgehend undokumentierte Aspekte des Autismus. Die Hilfestellungen haben dabei zwei Aspekte: Zum einen den Austausch mit den Erfahrungen anderer autistischer Menschen, die sich leicht auf die jeweils eigene Situation übertragen lassen, zum anderen aber auch die Erfahrung einer nicht nur barrierefreien Kommunikation, sondern einer, die ein hohes Selbstbefähigungspotenzial vorweist. Entsprechend kommen der Erkenntnis über die autistischen Fähigkeiten nicht nur die Erfahrungen der Teilnehmenden zu Gute, sondern auch das Erschließen einer neuen Methode, die in der Lage ist, anderweitig unsichtbare Aspekte des Autismus zu Tage zu fördern.

Drei Beispiele aus den Fähigkeitenworkshops

Beispiel 1: BBW-Abgänger, ca. 20 Jahre alt

Im Workshop: „Ich interessiere mich für sog. Ballerspiele; das interessiert mich am meisten und damit verbringe ich viel Zeit.“ Nach einem Feedback zum Detailreichtum seiner Schilderungen der Spiele, die er spielt: „Beim Spielen merke ich mir viele Details und kann den Gang selbst längerer und komplexerer Spielverläufe genau merken und reproduzieren.“

Im Portal: „An den Ballerspielen faszinieren mich am meisten die schnellen Bildwechsel; nachdem ich hinreichend lange gespielt habe, fühle ich mich entspannt und ruhig.“

Im darauf folgenden Workshop: „Ich habe ein ungewöhnlich leistungsfähiges visuelles Gedächtnis, das sehr viele Informationen auf einmal aufnehmen kann. Ich nehme dies aber eher als Problem wahr, weil mich diese Informationsfülle, die ich nur schwer filtern oder kanalisieren kann, überfordert.“ „Ich traue mich nicht, meine speziellen Fähigkeiten für meine Berufswahl zu nutzen. Ich strebe lieber einen Beruf an, in dem ich möglichst wenig gefordert werde, auch wenn da meine Fähigkeiten nicht zum Tragen kommen.“

Fazit: Den produktiven Umgang mit speziellen autistischen Fähigkeiten zu lernen, erfordert Zeit und Lebenserfahrung. Durch die Rolle solcher Fähigkeiten als psychische Stabilisatoren ist der Umgang mit ihnen häufig auch mit Ängsten und Unsicherheiten verbunden. Die Nutzung der mit ihnen verbundenen Potenziale konkurriert tendenziell mit dem (ernst zu nehmenden) Bedürfnis nach Sicherheit in sozialen Umgebungen (wie etwa einem Arbeitsplatz).

Beispiel 2: BBW-Abgänger, ca. 30 Jahre alt

Im Workshop: Spricht so gut wie gar nicht und wenn, dann sehr langsam, leise und ein kurzes Statement. Zeigt aber ansonsten großes Interesse.

Im Portal: Braucht eine lange Anlaufzeit. Es besteht der Verdacht, dass er schreibt, was er glaubt, dass es von ihm erwartet wird. Beispielsweise, dass er (selbstverständlich) seine Stärken in dem sieht, worin er im BBW ausgebildet wurde.

In weiteren Workshops: Nach mehreren Workshops haben wir einen Kommunikationsweg in Verbindung mit der konkreten Arbeit im Portal gefunden. Es ist ein „mündlich-schriftlich“ Dialog, in dem wir sukzessive die Fragestellungen soweit präzisieren, dass er sie beantworten kann. Die Antworten benötigen jeweils mehrere Anläufe und viel Zeit zum Überlegen.

Später, im Portal: Nach und nach kommen über die Ausbildung im BBW hinausgehende Interessen zum Vorschein. Es wird klar, dass wir es mit jemanden zu tun haben, der sich auf durchaus beachtlichem Niveau mit wissenschaftlichen und philosophischen Fragestellungen beschäftigt; beispielsweise der Frage, welche Auswirkungen der globale Entropieverlust auf komplexe Netzwerke wie das Internet haben kann. Es fällt darüber hinaus eine grammatikalisch, stilistisch und auch orthographisch fast perfekte Schriftsprache auf.

Fazit: Nicht oder fast nicht zu sprechen stellt ein sehr hohes Vermittlungshemmnis dar. Oft werden hier die vorhandenen Potenziale nicht deutlich. Hier würde es sich lohnen, den Versuch zu unternehmen, Kommunikationswege zu öffnen, die unter Umständen auch in einem Berufsumfeld funktionieren können. Auch die Sensibilisierung von potenziellen Arbeitgebern wäre hier ein spannendes Aufgabenfeld.

Beispiel 3: BvB-Absolvent, ca. 20 Jahre alt

Im Workshop: Sehr schnell wird deutlich, dass er beachtliche künstlerische Fähigkeiten hat und auch ein großes Interesse, diese umzusetzen. Er wurde von seinem BBW nach einer berufsvorbereitenden Maßnahme als „ausbildungsuntauglich“ entlassen. Seine Mutter hat ihm einen Platz in einer Werkstatteinrichtung für Künstler vermittelt, womit er zunächst sehr zufrieden ist. Er besucht regelmäßig unsere Workshops und erweist sich als sehr gut darin, andere Teilnehmende in der Ausübung ihrer Interessen zu bestärken.

In der Folgezeit: Wir haben den Eindruck, dass er seine Stärken kennt und auch sehr genau weiß, wohin er sich beruflich entwickeln möchte. Wir treffen uns immer wieder mit ihm, um auch über solche Themen zu sprechen. Wir besuchen ihn in seiner Arbeitsstelle und setzen ihn als „Co-Trainer“ in unseren Workshops ein. Er nutzt unsere Kontakte, um seine ersten Schritte in ein selbstständiges Leben nicht alleine gehen zu müssen. Wichtig ist ihm offenbar der Erfahrungsaustausch und unser Feedback, das sich offensichtlich deutlich von dem unterscheidet, was er früher in der Schule und im BBW erhalten hatte. Wir unterstützen und ermutigen ihn bei der Durchführung von Ausstellungen. Er möchte perspektivisch den Werkstattrahmen verlassen und auf dem „regulären Markt“ Möglichkeiten finden, als Künstler oder Illustrator zu arbeiten.

Fazit: Manchmal wissen autistische Menschen von früh an sehr genau, was ihre Stärken sind und was sie in ihrem Leben umsetzen wollen. Dann ist es wichtig, ein Umfeld zu haben, in dem sie sich spiegeln und selbst bestätigen können. Unter diesen Voraussetzungen können auch unübliche Berufswünsche durchaus als umsetzbar erscheinen.

Literatur

- Hans Asperger: „Die 'Autistischen Psychopathen' im Kindesalter“. Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten (1944), 117, Seiten 76-136, 1944
- Henning Böke: „Asperger: Die Geburt eines Syndroms – Prologomenon zur Enthinderung autistischer Intelligenz“. Behindertenpädagogik Heft 47/3, S. 260-282, Psychosozial-Verlag, 2008
- Jil Boucher: „What could possibly explain autism?“. In Peter Carruthers, Peter K. Smith (Ed.): „Theories of theories of mind“, Cambridge University Press, 1996
- Thomas Burkart, Gerhard Kleining, Harald Witt (Hrsg.): „Dialogische Introspektion. Ein gruppengestütztes Verfahren zur Erforschung des Erlebens“, VS-Verlag, 2010
- Isabel Dziobek: „Empathie bei Menschen mit Autismus“. Tätigkeitsbericht des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin; Selbständige Nachwuchsgruppe – Neurokognition der Entscheidungsfindung (Heekeren), 2008
- Henning Fernau: „Iterierte Funktionen, Sprachen und Fraktale“. B.I. Wissenschaftsverlag, 1994
- Uta Frith: „Autism and Asperger syndrome“. Cambridge University Press, 1991
- Uta Frith: „Mind Blindness and the Brain in Autism.“ In: Neuron 32: S. 969-979, 2001
- Morton Ann Gernsbacher: „Toward a Behavior of Reciprocity“. In: Journal of Developmental Processes 1 (2006): 139-152, 2006
- Temple Grandin: „Thinking in Pictures, Expanded Edition: My Life with Autism“. Second Vintage Book Edition. Random House, 2006
- Temple Grandin, Catherine Johnson: „Ich sehe die Welt wie ein frohes Tier“. Ullstein, 2005

- Temple Grandin: „My Mind is a Web Browser: How People with Autism Think“. Cerebrum 2, No. 1, S. 14-22, 2000
- Leo Kanner: „Autistic Disturbances of Affective Contact“. The Nervous Child, Vol. 2, S. 217–250, 1943
- Jacques Lacan: „Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewissheit. Ein neues Sophisma“. In: Schriften III. Olten: Walter Verlag, S. 101-121, 1980 (Original 1945)
- Wendy Lawson, Mike Lesser, Dinah Murray: „Attention, monotropism and the diagnostic criteria for autism“. In: Autism 9 (2): 139-56, 2005
- Mike J. Lesser, Dinah K. C. Murray: „Mind as a dynamical system: Implications for autism“. Durham conference Psychobiology of autism: current research & practice; auch: <http://www.autismusundcomputer.de/mind.en.html>, 1998
- Janet Norman-Bain: „Ooops ... Wrong Planet!“. <http://www.planetautism.com>, 1995
- Giacomo Rizzolatti: „Empathie und Spiegelneurone. Die biologische Basis des Mitgeföhls“. Suhrkamp Verlag, 2008
- Hajo Seng: „Im Spiegel der Autismusforschung“. Behindertenpädagogik Heft 49/3, S. 228-255, Psychosozial-Verlag, 2010
- Lorna Wing: „Asperger's syndrome. A clinical account“. Psychological Medicine. Vol. 11, S. 115–129, 1981

Bildnachweis

- Titelbild, Gehirn: Findling im Internet; bearbeitet von Hajo Seng, 2011
- S. 28, Temple Grandin: Orli Van Mourik, Neurontic. Psychology for the Modern Mind (<http://www.neurontic.com>), 2006
- S. 39, Sprechfigur: Vengeurmasque, „Cartoon Punx revenge“ (<http://vengeurmasque.skyrock.com/>), 2010
- S. 41, Psychologische Skizzen: Hajo Seng, 2011
- S. 49, Makaken: Wikipedia (http://en.wikipedia.org/wiki/Mirror_neuron), 2006
- S. 51, Möbiusband: Wikipedia, (http://en.wikipedia.org/wiki/M%C3%B6bius_strip), bearbeitet von Hajo Seng, 2011
- S. 53, Zerbrochener Spiegel: Vilayanur S. Ramachandran, Lindsay M. Oberman: „Broken mirrors: a theory of autism“, Sci Am., 295(5): 62-9, 2006
- S. 54, No-moticon: <http://thecareyadventures.com/blog/2011/january28th-is-international-no-emoticon-day/>
- S. 60, Lorenz-Attraktor: Hajo Seng, 2013
- S. 61, Hohlspiegel, Skizze: Jacques Lacan, Seminar 1: Les ecrits techniques de Freud, 1955
- S. 61, Hohlspiegel, Fotos: G. Fischer, K. Gruber, N. Martin, W. Rappl (Hrsg.): „daedalus-daedalus: Die Erfindung der Gegenwart“, Basel, Frankfurt, 1990
- Rückseite, Feigenbaumdiagramm: Hajo Seng, 2013

